DIE ZEITSCHRIFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH 1/00

unimagazin

Träumen.
Seele und Welt im Traum

Vom Traumleben zum Wachleben

Vergeblich versuchen wir Träume zu bauen. Träume kommen uns, sie bauen sich von selbst. Im Schlaf begeben wir uns in eine Welt, die sich unserem Willen entzieht. Eigenes tritt uns dabei als Fremdes gegenüber. Meist rätselhaft, gelegentlich alptraumartig, selten erlösend. Das Traumleben gehört zweifellos zum Menschen wie sein Wachleben, obwohl wir auch im Wachleben, wenn das Wollen etwas einschläft, im Tagträumen wegträumen können.

Die Traumkundigen waren während Jahrtausenden die Propheten, später kamen Dichter, Schriftsteller und Künstler hinzu. Die Welt, die Heiligen Schriften und die Überlieferungen der verschiedensten Kulturen offenbarten sich von der verborgenen Seite des Menschen. Aus dem Innern entfaltete sich die Welt. Die innere Vielschichtigkeit des Wortes eröffnete das Verstehen des Menschen in der Beziehung zur Welt. In dieser Beziehung erzählten die Schichten des Wortes die Geschichten des Lebens. Wie der Traum sich baute, so baute sich nach alten Überlieferungen auch das Leben.

In neuerer Zeit ist das Traumleben zur Traumzeit und zum Traumraum geworden. Sigmund Freud, Carl Gustav Jung und andere setzten neue Massstäbe. Von der Raumzeit, vom Wachleben suchte man den Weg ins Traumleben. Berühmt geworden ist Freuds Traumdeutung – erschienen am 4. November 1899. Fast zehn Jahre dauerte es, bis die 600 Exemplare der Erstausgabe verkauft waren. Im Rückblick wird es als Jahrhundertbuch gepriesen. Freud selbst betrachtete es als sein Opus magnum. Und das Traumdeuten bezeichnete er als den Königsweg, «die Via regia zur Kenntnis des Unbewussten im Seelenleben».

Freud wie Jung entdeckten im Traumleben des Menschen die Mythen. Zum Beispiel verstanden sie Ödipus und Narzissus als «Komplexe» und als Archetypen. Gegenüber solchen Einengungen steht die ganze Mythologie mit Hunderten von Mythen und deren Gestalten. Jeder dieser mythischen Gestalten entspricht ein umfassendes Beziehungsgefüge, das im Traumleben des Menschen – dem Wachleben meist verborgen – wirkt. Von diesem umfassenden Ganzen des Traumlebens werden seit Jahrtausenden Lösungen für das fragmentierte Wachleben erlebbar: wahrnehmbar, sichtbar und hörbar im Erzählen.

Unser Erzählen des Traumlebens am Ende des 20. Jahrhunderts wird zusehends durch die Raumzeit geprägt. Unvorhersehbare Veränderungen, masslose Gewalt, überbetonte Körperlichkeit, überladene Informations- und Bilderwelten lassen unsere Psyche eine bedrohliche, kaum mehr zu ordnende Vielfalt und Vieldeutigkeit erfahren. Selbst die Topographie des Unbewussten wird davon berührt. In fast halluzinogener Manier dringt die Technik in unsere Traumwelten ein. Sie versucht Traumzustände nachzuahmen und zu erzeugen, indem sie unbewusste Inhalte auf unzählige Dinge des Alltags projiziert. Das alltägliche Fortschreiten durch konkrete, fluktuierende Landschaften entspricht oftmals Seelenprojektionen technischer Traumlandschaften. Entsprechend sind unsere Trauminhalte. Wo Bewusstes und Unbewusstes sich treffen, werden die Bausteine aus den Beziehungen beider Bereiche herbeigebracht und zusammengebaut. Muster und Veränderungen, die in unseren Träumen auftreten, gestalten so auch unsere Umgebung und technisieren unseren Alltag.

Zu den Traumkundigen gehören heute neben den Künstlern vor allem die Wissenschafter. Aus ihrer jeweiligen Expertensicht erkunden sie Traumprozesse, Traumgeschehen und geben Traumdeutungen ab. Das sind die Themen des vorliegenden Magazins. Dabei wird der Traum aus kulturellen, physiologischen, philosophischen und psychologischen Perspektiven betrachtet. Angeregt wurden wir durch die interdisziplinäre Vorlesungsreihe «Der Traum – 100 Jahre nach Freuds Traumdeutung» vom Wintersemester 1999/2000, die unter der Leitung von Prof. Brigitte Boothe stand. Einige Referenten dieser Ringvorlesung sind auch Autoren dieses Magazins.

Thema des Träumens wie des Erzählens ist das, was uns bewegt. Es ist am Leser, die Traumthemen dieses Magazins zum Traumerlebnis oder zur intellektuellen Erfahrung werden zu lassen. Oder zu beidem. Es liegt am Wissenschafter, das Forschen zum Abenteuer werden zu lassen. Hin und wieder wegdenken und wegträumen sind dazu probate Mittel.

Selbstverständlich ist die Traumlogik nicht die Logik eines Aristoteles. Aber zwischen den Träumen unseres Schlafes und der Traumlandschaft unserer Wachwelt können Traumfragmente auftauchen, die zu überraschenden Ergebnissen führen können. Die Chronik der Entdeckungen ist voll von Beispielen. Des Chemikers Kekulé träumerische Visionen glichen halluzinatorischen Höhenflügen. Seine Erkenntnis der Benzolstruktur kam aus einem Schlangentraum. Die Kraftlinien in Faradays Universum gemahnen an van Goghsche Himmel. Der Traum oder traumähnliche Zustände assoziieren auf eine Weise, die im Wachzustand nicht möglich ist.

Zwischen den bewussten und unbewussten Bereichen gibt es einen ununterbrochenen Strom. Man kann mit und gegen den Strom schwimmen. Tag- und Nachtträume erzählen davon. Solches Erzählen schaltet den Intellekt, das erworbene Wissen und die rationale Fundierung nicht aus. Im Gegenteil. Sich aufs Traumleben einlassen, kann erst recht das Wachleben erwecken. *Heini Ringger*

6
Betriebsunfall
Von der Körpersprache eines seelischen Verlustes. Eine Geschichte aus den Randgebieten der gesellschaftlichen Normalität.
Dragica Rajcic

10
Schulen der Traumdeutung
100 Jahre Traum und Deutung. Die grossen Schulen der Traumdeutung von Sigmund Freud bis Medard Boss.
Detlev von Uslar

14
Der Traum – vom Wunsch zur Lebenswirklichkeit
Warum wir träumen. Der Traum ist die Tröstung für die unliebsame Wirklichkeit. Er schafft Distanz und Intimität zu uns selbst.
Brigitte Boothe

18
Der breite Weg ins Unbewusste
Freud will weniger erhoben und besser gelesen sein. Traumdeutung als Instrument der Psychoanalyse.
Berthold Rothschild

20
Der Traum vom brennenden Kind
Traum, Geistergeschichte oder die ersehnte Wiederkehr der Toten? Neue Erkenntnisse zu einem vielzitierten Traum.
Dieter Sträuli

24
Bücher zur Traumdeutung
Der Träumer und sein Deuter. Die Geschichte einer dankbaren Abhängigkeit lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen.
Beat Näf

28
Die Quellen des Traums
Ist der Traum das Überbleibsel des Tages oder ein Spiegel der Lebensgeschichte? Eine Untersuchung häufiger Traumelemente gibt Aufschluss.
Barbara Meier Faber

32
Träumen, Denken – Traumdenken
Träumen ist Hirnarbeit. Wie geht die Wissenschaft bei der Untersuchung des Träumens vor?
Martha Koukkou und Dietrich Lehmann

38
Den Letzten fressen die Fische
Träume von Kindern und Jugendlichen sind selten phantastisch. Eine Längsschnittuntersuchung.
Nora Kaiser

42
Die Traumwelt im Alter
Die lange Lebenszeit hinterlässt deutlichere Spuren in den Träumen älterer Menschen. Es geht um praktische Dinge.
Inge Strauch

46
Traumbilder Blinder und Sehbehinderter
Kann man Farben, Geräusche und Berührungen träumen? Traumerfahrungen von blinden und sehbehinderten Menschen sind sinnlich.
Luzia Kohler Hänny

50
Pinselblütenträume
Im alten China wurden Träume bildlich dargestellt: in Sprech- und Bildblasen. Die erste Form eines modernen Comicstrips?
Helmut Brinker

54
Faust träumt
Oder die Ohnmacht des Magiers weckt den Chemiker. Eine Persiflage Goethes auf die moderne Wissenschaft.
Margrit Wyder

RUBRIKEN

58 Das Buch Charisma – eine revolutionäre Kraft

59 Porträt Alexander A. Borbély forscht über den Schlaf

60 Bau und Kunst Der multimediale Hörsaal 312

62 Zeichen Eine Fussnote zu Freud

IMPRESSUM

unimagazin
Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nr. 1, April 2000

Das Magazin der Universität Zürich ist auf dem WWW: http://www.upd.unizh.ch/magazin/

Herausgegeben von der Unileitung der Universität Zürich durch **unicommunication**, Schönberggasse 15a, CH-8001 Zürich, Telefon 01/634 44 30, Fax 01 634 23 46, **Internet:** http://www.unicom.unizh.ch/magazin/ **Redaktion:** Leitung: Dr. Heini Ringger (E-Mail heini.ringger@unicom.unizh.ch). Evelyn Frisch (E-Mail evelyn.frisch@unicom.unizh.ch). **Gestaltung und DTP-Produktion:** Atelier Peter Schuppisser, Zürich. **Sekretariat:** Romana Semadeni. **Druck:** gdz AG Zürich. Erscheint viermal jährlich. **Auflage:** 20 000 Exemplare. **Bildthema:** Katrin Laskowski. **Illustrationen:** Wo nicht vermerkt, zur Verfügung gestellt. Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln, das Einsetzen von Titeln und Hervorhebungen vor. Beiträge von Dritten müssen nicht unbedingt die Meinung der Unileitung der Universität Zürich wiedergeben. Alle nicht entsprechend gekennzeichneten Artikel wurden exklusiv für dieses Magazin geschrieben. Artikel und Fakten können auch ohne ausdrückliche Genehmigung der Redaktion abgedruckt werden, sind aber mit dem Hinweis «unimagazin. Die Zeitschrift der Universität Zürich, Nr. 1/00» zu kennzeichnen. Davon ausgenommen sind Beiträge und Illustrationen, die mit einem Hinweis auf ein bestehendes Copyright versehen sind. Belegexemplare sind erwünscht. Die nächste Ausgabe des unimagazins erscheint im Juni 2000. Thema: «**Genom-Forschung**».

Bilder sprechen eine andere Sprache

VON BETTINA BÜSSER

Am liebsten würde ich sowieso nur zeichnen statt reden», findet sie – aber einige Worte muss Katrin Laskowski, die Illustratorin dieses Heftes, doch über sich und ihre Arbeit sagen. Dass sie 1960 im polnischen Lodz geboren ist, beispielsweise, dort die Kunsthochschule absolviert und mit einem Diplom in den Fächern Bildende Künste und Grafik abgeschlossen hat. Oder dass sie an der Kunstgewerbeschule Basel Kurse in Typografie und Grafik besuchte. Die erste Zeit in der Schweiz war laut Laskowski eine «abenteuerliche Anpassungsphase» mit verschiedensten Jobs, in einem Bahnhofbuffet etwa, in der Basler Universitätsbibliothek, aber auch in ihrem angestammten Beruf. Seit 1991 arbeitet sie als freischaffende Illustratorin, unter anderem regelmässig für die «NZZ» und «Folio». «Netzgeflüster» heisst die NZZ-Rubrik, die sie illustriert: schwarzweisse Strichzeichnungen, reduziert und aussagekräftig. «Schwarzweisse Zeichnungen habe ich gerne», sagt Laskowski, «weil sie konzentriert und intellektuell wirken. Ich mag Saul Steinberg, Roland Topor, Christoph Vorlet und auch die alten Meister mit biblischen Themen. An farbigen Illustrationen mag ich, dass sie mehr mit Emotionen arbeiten wie etwa die Bilder von Henryk Tomaszewski, Milton Glaser und Lisbeth Zwerger.»

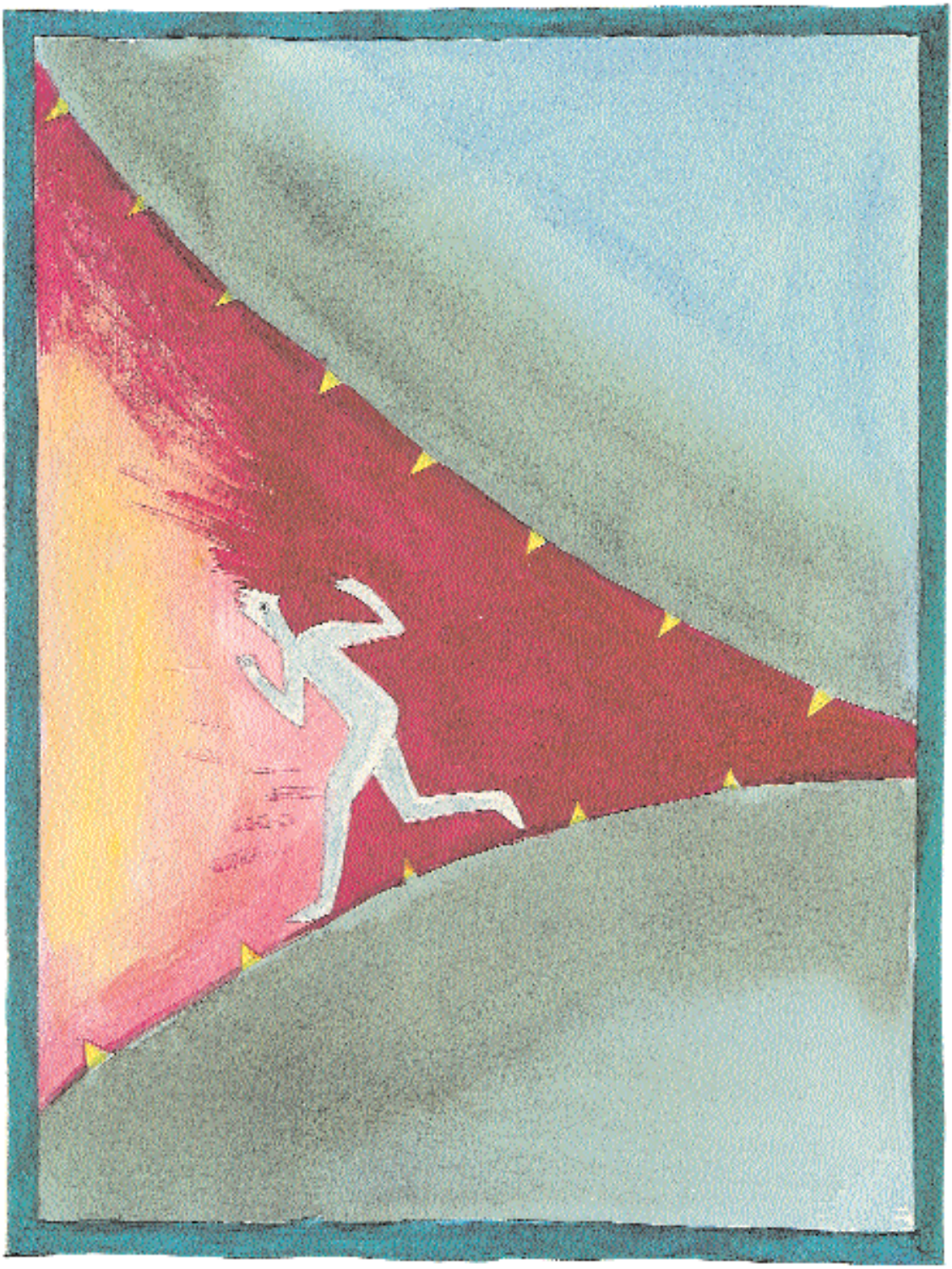
Augen-Spiele für die Betrachter

Bei ihren Illustrationsarbeiten – «Illustrationen haben eine dienende Funktion», sagt sie – bestimmt das Medium, in dem sie publiziert werden, sehr stark Format, Technik, Farben und Inhalte mit; die zeichnerische Freiheit ist je nachdem stark eingeschränkt. «Das ist gut für mich», sagt Laskowski, «sonst wäre ich viel länger mit einem Thema beschäftigt.» Werde ein Auftrag allerdings zu genau formuliert, leide die Inspiration, verliere die Arbeit an Leichtigkeit. Und dann geht möglicherweise das verloren, was sie an der Illustrationsarbeit schätzt: «Ich versuche, den Betrachter ernst zu nehmen und ein wenig mit ihm zu spielen. Es gibt eine ganze Menge Spiele, die man nur mit den Augen treiben kann: Versteckspiele, Rätsel, Entdeckungsreisen, Überraschungen und Provokationen.» Eher provokant ist auch der «Schlafzimmer-Boy», den Katrin Laskowski entworfen und zusammen mit einem Metallbauer realisiert hat: «Ein Mann aus Eisen oder Stahl» – und gleichzeitig ein persönlicher Garderobenständer; jeder «Schlafzimmer-Boy» ist anders, und, so Laskowski: «Alle, die sich getraut haben, so einen Boy ins Schlafzimmer zu stellen, sind begeistert.»

Städte-Bilder der anderen Art

Ihr neustes Projekt sind Objekte mit Zeichnungen aus verschiedenen Städten. Entstanden ist die Idee aus ihrer Gewohnheit, mit Block und Bleistift unterwegs zu sein und spontan zu zeichnen, «was mir gerade einfällt». So hat sie angefangen, wo auch immer sie sich aufhält, Menschen zu zeichnen, spontan und auf der Strasse. Diese Zeichnungen überträgt sie dann auf einen Gegenstand, den sie auf eben dieser Strasse oder in derselben Stadt gefunden hat. Im Moment lebt sie in Berlin – also wird die Reihe, die schon Porträts aus New York, Zürich und Warschau enthält, durch Berliner Objekte erweitert. Wenn sie nicht auf der Strasse zeichnet oder – «um meine Gedanken zu waschen» – reist, arbeitet Katrin Laskowski in ihrem Atelier. Manchmal lädt sie Leute zum Atelierbesuch ein, wo sie dann auch Bilder verkauft. Ihre Arbeiten sind in mehreren Einzelausstellungen gezeigt worden; nach wie vor ist sie aber auf der Suche nach einer Galerie, die sie vertritt. «Vielleicht», kommentiert sie, «passe ich einfach in keine Schublade.» Ausserdem kann sie sich, wie sie sagt, «nicht so gut selbst verkaufen» – sie zeichnet eben lieber, als dass sie spricht.

Auch über ihre Bilder und Objekte zu sprechen fällt ihr schwer. Bilder, so findet sie, sprächen eine andere Sprache als diejenige, die mit dem Alphabet ausgedrückt werde: «Was ich male, kann ich ja eben nicht sagen, ja, ich versuche es zu malen, weil ich es nicht sagen kann.» So sollen denn ihre Traum-Bilder für sich – und für sie – sprechen.



Betriebsunfall

VON DRAGICA RAJCIC

Damals. Die Jahreszeit, Herbst vermutlich. Nachwirkung der Tablette, zwei Stunden später, Passanten drehten den Kopf weg. Sie kotzte die Seele aus dem halben Bauch, aus der anderen Hälfte hatte man ihren Fötus herausgekratzt. Namenloses. Auf dem Laden stand «Fundgrube» geschrieben, und sie las «Fand-grab». Ja, ich werde es finden, sagte sie sich, ich werde mein Grab finden, das müsst ihr nicht schreiben, schreibt kein Wort über meinen Kopf, ich werde mich hier erledigen. Sie hatte aufgehört zu atmen und ihre Augen weiteten sich immer mehr. Es war nicht möglich, das Augenlicht zu verlieren. Gesehenes wollte heraus. Zahlen, Aufgegessenes, Vermicelles vermutlich, und Tee tropften durch die Rillen des Abflussrohrs.

Anonymität der Stadt. Wie eine Hülle aus Taubheit um sie herum. «Verbrecherin gefasst». Aber niemand fasste sie an und niemand fragte danach.

Es ist gegen Abend. Sie schleppt sich zum netten Kaffee und setzt sich in die hinterste Ecke. Über ihrem Kopf lächelt eine Frau mit Mobiltelefon am Ohr, und ihre Schultern sind nackt. Bepflanzt war sie, gestern noch. Ein Acker für die Samen der Liebe. Taubentrauben. Ekstase. Die einzige Bestimmung auf der Erde. Höhenleid. Die Vernunft siegt. Betiteln Sie sich! Verbinden Sie zwei Gedanken! Nein, sie kann nicht mehr binden, nicht zwei Menschen, nicht zwei Schnüre, nicht zwei, sagen Sie nie mehr diese Zahl!

«Was hätten Sie gern?» Sie starrte das Gesicht der Fragenden an, als käme sie vom Mars, und verstand kein Wort. «Was möchten Sie trinken?» Sie liess das Wort «Kaffee» durch den Hals rinnen. Es war das Einzige, was sie noch wusste: Kaffee in allen Sprachen, und sie kannte kein anderes Wort als Kaffee, und das genügte. Kaffee, und so wird das Verbrechen etwas normaler. Sie hatte sich einen Haufen zweitklassiger amerikanischer Filme angesehen. Dort wird der Täter, schlau und seriös wirkend, in irgendwelchen Kaffees im Mittleren Westen von einer schönen Serviertochter bedient, und er fragt unauffällig nach dem nächsten Bus.

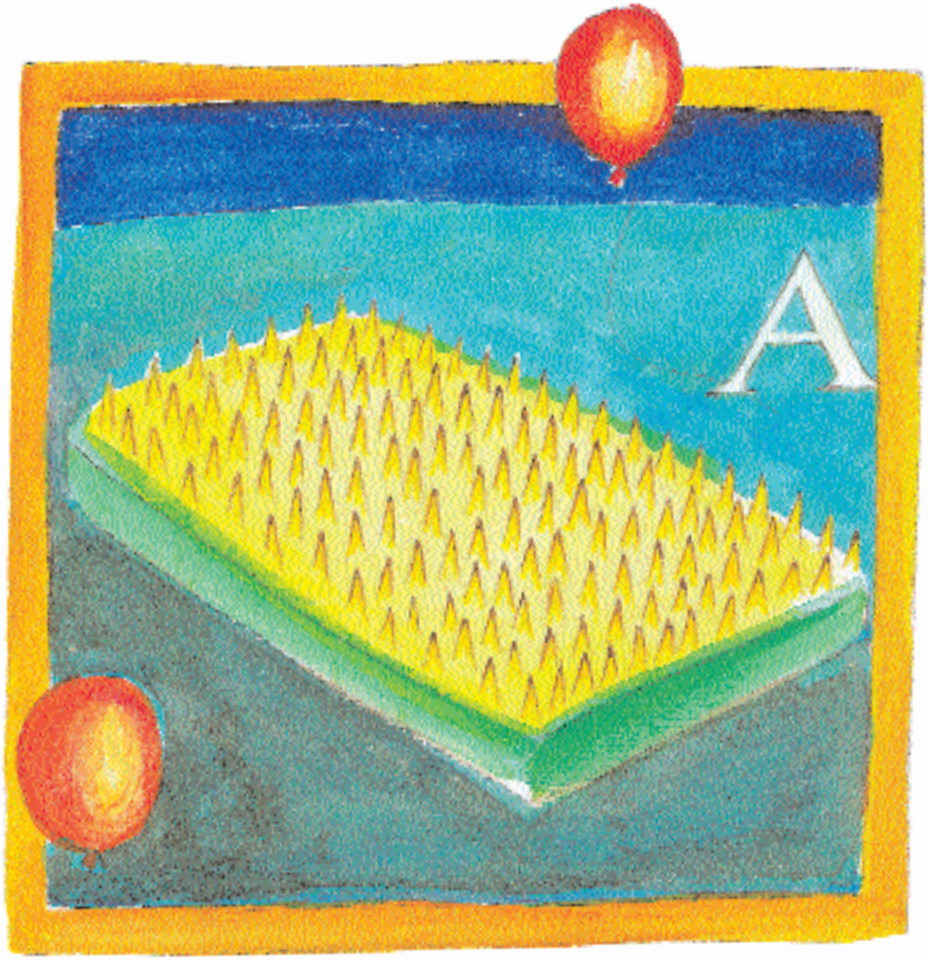
Aber sie hatte die Wörter verloren, und viel mehr. Sie waren nicht verloren, sie waren gewollt verloren. Automatisch. Die Decke im Zimmer und die Lampe, die Position der Beine und ihre Weisheit. Das leise Zittern der Muskeln, Hilflosigkeit und das Klappern der Schritte, die Injektion im Oberschenkel und das routinemässige «Guten Tag», «Auf Wiedersehen», «Geht es Ihnen gut?», «Fertig». Vermischt waren der Anfang und das Ende, Hilflosigkeit der Mörderin und die ausführende Hand der Arztes. «Passen Sie auf!» Ob er sie verachtet, so wie sie sich verachtet? Und tut das etwas zur Sache? Es ist vorbei. Sie wird nie mehr rückfällig. Ich bereue nichts, sang Edith Piaf. Sie hatte sich so sehr ein Kind gewünscht.

Der Kellner mit dem silbernen Kreuz auf der Brust brachte den Kaffee und sagte «Kaffee», als wäre das die Zauberformel zwischen ihnen. Es wird sie kein Gericht frei sprechen und es wird sie kein Gericht anklagen. Sie hatte das Gesicht einer Frau und die Brüste einer Frau, sie hatte das Geschlecht einer Frau und ihr Uterus war soeben leer geworden. Sie wird ein paar Tage noch bluten und Antibiotika nehmen, sie wird der Puppe ohne Kopf dreihundertsiebzig Hemden anziehen, und sie wird der Puppe dreihundertsiebzig Hemden wieder ausziehen. Vorher wird sie den Knopf drücken und die Puppe ohne Kopf wird zwischen zwei eisenheissen Wänden verschwinden. Aus dem kleinen Fenster wird der Durchzug kommen und sie wird im Keller mit ihrer Zigarette Pause machen. Sie wird kein Wort finden für diesen freien Tag, Frei-Tag. Sie wird frei. Frei von zwei.

In Filmen fragt der Arzt: «Name des Vaters des Kindes?» Aber da war doch etwas, was nicht mehr Kind wird. Wieso sollte er nach dem Vater des nie kommenden Kindes fragen? Es ist normal, wird Karmela sagen. «Normal» wird sie sagen wie für alles, was sich nicht anders sagen lässt. Normal war gut, richtig, das einzig Mögliche, Unausweichliche. Auch der Fleck am Kragen, der nach zweifachem Reinigen nicht herauskam, war normal. Und dieses normal war das Urteil und Tatsache. «Es ist normal, wenn du keine mehr willst – was solls», wird sie sagen. Aber wer wird ihr das schon erzählen? Sie berührte den Kaffee nicht, schaute und spürte, wie die Flüssigkeit immer kälter wurde, und als wäre es ihr Blut, das auch erkaltete, bekam sie Gänsehaut. Das Leben wird weitergehen. Sie stellte sich vor, sie wäre in einer langen Warteschlange, die sich durch alle Strassen der Welt vorwärts bewegt. Alle Füsse der Menschen bewegten sich ganz langsam um die Erde und so ging das Leben vorwärts. Sie sah den Rücken der Karmela. Und sie ging, normal. Und so

---

Dragica Rajcic, geboren in Kroatien, schreibt Lyrik und Prosa. Sie lebt als freie Schriftstellerin in St. Gallen. Zuletzt erschien «Nur Gute kommt ins Himmel» im Eco Verlag, Zürich. Im Herbst erscheint der Gedichtband «Post Bellum» bei Edition 8, Zürich.


A

verliert jeder Mensch seinen Platz im Leben, damit das Leben weitergeht. Wo ist es? Sie schaute hoch zur Lampe des Kaffees und konnte das gerade hereingekommene junge Paar nicht sehen, ihre Zärtlichkeiten, Versprechen, mehr, mehr sein…

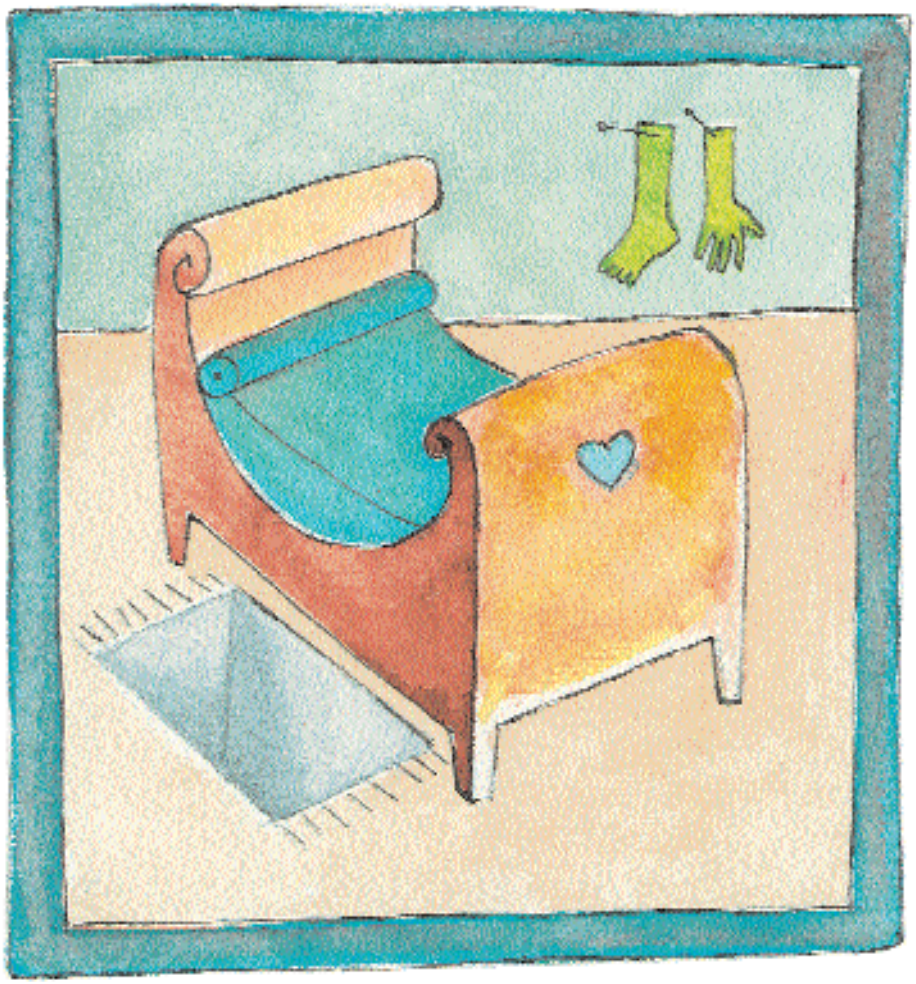
Sie nahm aus der Tasche drei Franken und legte sie neben den unberührten Kaffee. Und die Münzen, aufeinandergetürmt, blieben allein. Es war schon dunkel und sie musste nach Hause. Die Leute trugen ihre Aktentaschen und ihre Einkaufstaschen. Sie bewegten ihre Füsse, und zwischen ihren Beinen lagen ihre Geschlechtsteile, bereit für die Transzendenz. Sie spürte Schmerzen bei jedem Schritt. Vater liess die Kuh nie allein im Stall, wenn sie kalben musste. Nachtwache. In zweitklassigen amerikanischen Filmen treiben die Mädchen in billigen Motels ab und bekommen eine Blutvergiftung. Dann kommt der Geliebte und möchte sie heiraten. Oder sie bekommen das Kind und der Geliebte weiss nichts von seinem Glück. Und zwanzig Jahre später verliebt sich sein Sohn in seine eigene Schwester. Die Unbeflecktheit der Kindesüberbringerin reitet durch die Kinoköpfe.

Sie presste ihre Tasche fester unter den Arm. Wenn es im Kopf, wie in einem Zimmer, einen Schalter zum Auslöschen der Gedanken gäbe. Mutter sagte, dass Menschen mehr ertragen können als Tiere, aber kein Tier in der Geschichte sagt ein Wort über sein Leiden. «Die Fahrkarte, bitte» – «Bitte» – «Danke, schönen Abend» – «Gleichfalls». Nicht zu nahe, nicht zu fern. Geräusche des Zuges. Der Kondukteur hat einen Ohrring, ein kleiner Pirat und Schatzsucher. In der Freizeit sagt er sieben gleiche Wörter, hundertfünfzig oder mehr als das. Sich ablenken, dachte sie, und ihre Oberlippe war nass. Ganz langsam und lautlos weinten die Augen für sich. Mit dem Unterarm wischte sie langsam das Wasser vom Gesicht. Der Zug wusste wohin – er hatte Schienen. Ab und zu springt der eine oder andere Fahrgast unter seine Füsse. Er fährt weiter. Betriebsunfall. Das richtige Wort.

Sie schloss die Augen, aber auch unter den geschlossenen Augen fand sie keinen Schutz. Sie fiel weiter, immer weiter, und dort hörte sie Rachmaninows Klavierkonzert. Am Klavier sass sie, und sie spielte bis zum letzten Ton richtig. Die Lehrerin war Karmen und sagte ihr: «Normal, dass du alle Töne gut triffst, wenn du so viel übst. Komm, ich zeige dir, wo dein grosser Bruder jetzt ist.» Valerija stand auf und gab Karmen die Hand. Sie wusste, dass der Bruder im Gefängnis war, und fragte sich, wie sie beide zu ihm kommen würden. Sie kamen auf die Bühne des Ingeborg-Bachmann-Traums aus dem Roman «Malina». Valerija wusste, dass das keine richtige Bühne war, sondern nachgestellt, und Karmen hatte das nur gemacht um ihr zu zeigen wie sich alles Gelesene nachstellen lässt. Eine inszenierte Inszenierung. Sie hielt sich noch fester an Karmens Hand. Und als sie zur Hand schaute, sah sie mit Entsetzen, dass sie eine ganz kleine, winzige Kinderhand hielt. Sie musste jetzt auf dieser Bühne den eigenen Ton finden. Aber die Kinderhand tat ihr so weh, und sie traute sich nicht sie loszulassen. Wo ist Karmen? Das Orchester war stumm. Alle warteten auf den Ton aus ihrer Kehle. Wenn sie den Ton finden könnte, dann würde das Kind, dessen Hand sie hielt, ein Gesicht bekommen. Sie schloss die Augen und zählte bis zehn. Nirgends in ihr gab es diesen Ton. Im ganzen Universum gab es keinen, der ihr helfen konnte.

Es wurde dunkel auf der Bühne, und sie hielt die kalte Kinderhand in ihrer Hand und wusste, dass sie nie mehr das Gesicht dieses Kindes sehen würde. «Valerija Malikova», rief der Intendant, «Valerija Malikova, Sie haben soeben unserem Opernhaus eine grosse Ehre erwiesen. Nehmen Sie deshalb diese Auszeichnung der kommunistischen Sowjets als beste Opernsängerin an.» Sie wollte wegrennen, aber er hängte ihr eine Schlinge um den Hals und sie wusste, dass dieser Orden von den oberen Sowjets ihr Todesurteil ist. Jeder bekommt diesen Orden nicht. Sie steckte schnell die kleine kalte Hand in ihre Hosentasche. Sie wollte nach Ingeborg rufen, ihr sagen, sie solle den Traum umschreiben und sie herausnehmen, aber die Schlinge um ihren Hals wurde immer enger. Das Publikum rief im Chor: «Hocem jos», «bravo!».

Endstation. Endstation.» Sie seufzte und wurde wachgerüttelt. «Endstation, alles aussteigen.» Ihre Hand hielt die Geldbörse umklammert. Sie schaute verlegen und dachte, jetzt werde ich abgeführt, dorthin, wo ich hingehöre. Auf dem Perron gab es niemanden, der auf sie wartete. Natalija Valikova war von der Abendessen-Liste im Asylantenheim gestrichen worden. Der stellvertretende Leiter, welcher unter ihren Namen «abwesend» schrieb, wusste wohin sie gegangen war. Er hatte Spätdienst. Seine Frau ging an diesem Abend kegeln, die Kinder ins Judo und Yoseikan. Er schaute durchs Fenster und sah Natalija aus dem Bus steigen. An ihrem Schritt merkte er, dass alles gut gegangen war.



Schulen der Traumdeutung

100 Jahre sind seit dem Erscheinen von Freuds Buch «Die Traumdeutung» vergangen. Seitdem ist in diesem zwanzigsten Jahrhundert mehrfach Wesentliches über den Traum und seine Deutung geschrieben worden, so zum Beispiel von Carl Gustav Jung, Harald Schultz-Hencke, Ludwig Binswanger und Medard Boss. Daraus sind verschiedene Schulen der Traumdeutung entstanden.

VON DETLEV VON USLAR

Träume sind rätselhaft, geheimnisvoll und bedeutsam. Vor aller Deutung haben wir oft ein Gefühl der Bedeutsamkeit, wenn wir aus einem erstaunlichen Traum aufwachen. Darum empfindet man die Träume gleichsam wie eine Mitteilung eines verborgenen Sinnzusammenhangs. Ludwig Binswanger hat in seinem Buch «Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traums von den Griechen bis zur Gegenwart» gezeigt, dass die Träume in der Antike oft als Botschaften der Götter und überirdischer Mächte aufgefasst wurden, im zwanzigsten Jahrhundert aber, seit Freud, als Botschaften des Unbewussten. Beides ist ja für uns etwas Fremdes, gleichsam Transzendentes, denn auch das Unbewusste ist für uns etwas Fremdes, das uns unbekannt ist und dessen Botschaften gleichsam über uns kommen.

Sigmund Freud

Eine der grossen Entdeckungen Freuds ist die Bedeutung des Phänomens, das er «Verdichtung» nennt. Wenn wir aus einem Traum erwachen, bemerken wir oft, dass darin Orte, Situationen und Personen vorkamen, die aus ganz verschiedenen Zeiten und Zusammenhängen unseres Lebens stammen. Aber im Traum selbst bildeten sie eine Einheit. Sie waren zu neuen Szenen, Orten und Personen verdichtet, von denen man im Erwachen entdeckt, dass sie gleichzeitig Züge ganz verschiedener Menschen, Orte und Situationen getragen haben. Ein Beispiel: Wir sind im Traum in unserem Elternhaus, zusammen mit Menschen aus unserer Kindheit, aber zugleich auch mit Menschen und Partnern aus unserer gegenwärtigen Situation. Es können uns auch Menschen begegnen, die es so in der wachen Wirklichkeit gar nicht gibt, Menschen zum Beispiel, die gleichzeitig sowohl Züge des Vaters wie eines Lehrers unserer Kindheit wie eines Partners der Gegenwart tragen. Wir fragen uns, was das bedeutet.

Während des Träumens ist der Traum für uns die Welt. In der Regel merken wir erst wenn wir erwachen, dass es ein Traum war. Die Einheit des Traums faltet sich nun auseinander in einen Fächer der Zeiten, Orte und Situationen unseres Lebens. Der Traum steht also jetzt in einem Netz von Beziehungen, das sich über unsere ganze Lebensgeschichte ausbreitet und dabei einen sinnhaltigen Verweisungszusammenhang entstehen lässt. Jede tiefenpsychologische Traumdeutung akzentuiert diese Beziehungen und fragt nach ihrem Sinngehalt.

Freud hat ferner entdeckt, dass fast in allen Träumen Erinnerungsspuren aus dem Vortag auftauchen, die er «Tagesreste» nennt. Andererseits enthält der Traum auch Beziehungen zu unserer früheren Vergangenheit bis zurück in die Kindheit. Aber dies alles war im Traum zu einer neuen Einheit verdichtet, die Freud den «manifesten Traum» nennt, den Traum also, wie er sich uns nach dem Erwachen gleichsam als eine Geschichte zeigt, die man erzählen kann. Die Vielfalt der Beziehungen, die dieser manifeste Traum zu den Epochen unserer Lebensgeschichte enthält, wird offenbar, wenn man den Träumer fragt, was ihm zu den einzelnen Bestandteilen seines Traums einfällt. So entsteht zum Text des Traums gleichsam ein Kontext, der die Einbettung des Traums in die bewusste und unbewusste Lebensgeschichte zeigt. Viele Einzelheiten offenbaren ihre Bedeutsamkeit nicht gleich, sondern erst, wenn man dem Verweisungszusammenhang der Bezüge nachgeht, in dem sie stehen.

Freud fragt sich nun, wie diese Träume zustande gekommen sind, wie der Sinnzusammenhang entstanden ist, den sie zu enthalten scheinen. Je mehr man sich in die Sinnzusammenhänge vertieft, die im Traum enthalten zu sein scheinen, umso mehr überschreiten sie den Horizont dessen, was uns jeweils bewusst war, sie reichen in ein unbewusstes Gelände. Es ist, als ob sich etwas uns mitteilen will. Freud nennt es das Unbewusste. Es äussert sich nicht nur in den Träumen, sondern auch in Fehlleistungen und neurotischen Symptomen, die ebenfalls verborgene Sinnzusammenhänge enthalten, zum Beispiel in einer Zwangshandlung oder einem hysterischen Anfall. Welche Kraft oder Macht in unserer Tiefe ist es, die da zu uns spricht?

Freuds andere grosse Einsicht ist, dass es immer wieder die Macht des Eros und der Sexualität ist, die sich in den Träumen äussert und die er die Libido nennt. Sie ist der Ort, wo das Leben der Art durch uns hindurchgeht. Ihr Reservoir und ihre Energie sind weit grösser als das, was sich im wachen Leben erfüllen kann. Es bleibt eine grosse Menge von unerfüllten Wünschen zurück, die sich dann im Traum

Professor Dr. Detlev von Uslar ist emeritierter Professor für Psychologie und philosophische Grundlagen der Psychologie an der Universität Zürich.

zum Ausdruck zu bringen suchen. Darum ist der Traum für Freud eine Wunscherfüllung.

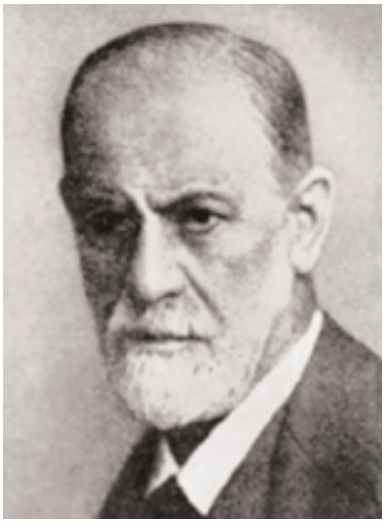
Aber es gibt Dinge, die «wir uns nicht einmal im Traum einfallen lassen würden». Das Gewissen, die Moral, die Erziehung verbieten es uns. Das Unbewusste, das sich im Traum äussern will, wird deshalb von dieser Instanz in unserem Innern, die auch nachts nicht schläft, einer Zensur unterworfen. Das ist die dritte grosse Entdeckung Freuds. In dem Wort Zensur ist ein Gleichnis enthalten: In einem Land, in dem es eine Pressezensur gibt, kann der Journalist nicht unmittelbar sagen, was er sagen möchte. Die Zensur würde seinen Text streichen oder einschwärzen. Darum sagt er es durch die Blume, in Gleichnissen oder in Rätseln. Genau so macht es jene Kraft in uns, die sich im Traum ausdrücken möchte. Sie verschlüsselt die Botschaft. Zu den Mitteln dieser Verschlüsselung gehört für Freud vor allem die Verdichtung. Wenn man die Träume deuten will, muss man sie also entschlüsseln. Man muss den Sinnzusammenhängen nachgehen, die hinter der Verdichtung stecken und die sich offenbaren, wenn man dem Kontext, also den Einfällen des Träumers, folgt. So ist die Deutungsarbeit gleichsam die Umkehrung der Arbeit in unserem Innern, die die Verschlüsselung und Verdichtung zustande gebracht hat und die Freud darum die «Traumarbeit» nennt.

Was bei der Deutung zum Vorschein kommt, ist ein Sinnzusammenhang, den man in Sätze kleiden kann wie einen Gedanken. Freud nennt es darum die «latenten», also verborgenen «Traumgedanken». Sie sind für ihn das eigentlich Wesentliche des Traums, eben seine Botschaft. Freud hat das, was er die Zensur nennt, auch noch durch ein anderes Gleichnis beschrieben: Träume sind wie Maskenbälle. Niemand, der nicht maskiert ist, erhält zu diesen Bällen Zutritt. Ein Wächter vor der Tür weist alle nicht Maskierten zurück.

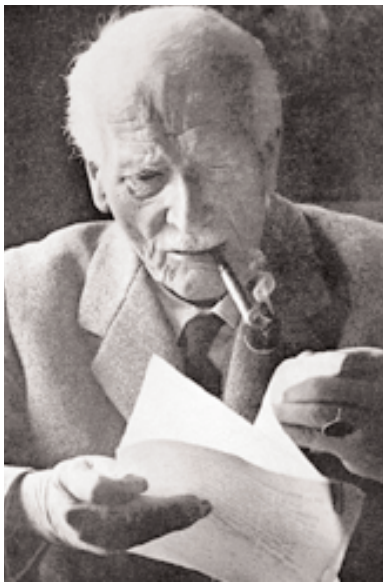
Freud hat also das Grundphänomen der Verdichtung in seine Theorie der Wunscherfüllung und Verschlüsselung des Traums einbezogen. Aber darüber hinaus muss man sagen: Verdichtung ist eigentlich die Sprache des Traums überhaupt. Er lebt gleichsam von einer Lust an der Verdichtung. Wenn wir etwas neurotisch verdrängt haben und einer starken Zensur unterliegen, dann steht die Verdichtung sicher stark im Dienste dieser Verschlüsselung. Aber es gibt auch eine Lust an der Verdichtung und Verrätselung überhaupt, die ganz allgemein für den Traum charakteristisch ist und die zu deuten und zu entschlüsseln Vergnügen bereitet.

Carl Gustav Jung

Jung war ein Schüler Freuds und hat sich von ihm gelöst. Er sagt: Die Libido ist nicht die einzige Quelle des Traums, das wäre zu einseitig. Die Wunscherfüllung in Bezug auf unsere sexuellen Wünsche ist vielmehr nur ein Sonderfall einer viel allgemeineren ausgleichenden Funktion der Träume. Er nennt sie die kompensatorische Funktion des Traums. Im Wachen ist unser Bewusstsein wegen des Zwanges zu handeln, Entscheidungen zu fällen und Probleme zu lösen, immer wieder stark eingeengt und konzentriert auf das in der jeweiligen Situation dafür Wesentliche. In der entspannten Ruhe des Schlafes aber, wo wir nicht unmittelbar handeln müssen, kann sich diese Einengung auflösen. Das Unbewusste hat darum gleichsam einen grösseren Horizont, kann Möglichkeiten in der Gegenwart wahrnehmen, die das eingeengtere wache Bewusstsein übersehen hat. So kann es auch andere Wege fin-



Sigmund Freud (1856–1939) fasste den Traum als Botschaft des Unbewussten auf.



Carl Gustav Jung (1875–1961) war ein Schüler Freunds. Der Traum war für ihn ein Weg zur Individuation des Menschen.

den, andere Möglichkeiten der Situation entdecken, die für die Enge des Wachbewusstseins einen Ausgleich darstellen können. Indem es so die Richtung und Konzentration des wachen Existierens und Handelns kompensiert, gibt es der Seele die Möglichkeit, neue Wege in die Zukunft zu finden. Es kann uns vor Einseitigkeiten bewahren. Wer sich in eine Sache verrannt hat oder eine Aufgabe lösen muss, die ihn ganz in ihren Bann schlägt und ihm die Ruhe raubt, der könnte zum Beispiel träumen, dass er ausgeruht am Strande des Meeres liegt, sich von der Sonne bescheinen lässt und dem Rauschen der Wellen zuhört. Er wird gestärkt aus diesem Traum erwachen. Die Träume sind, so gesehen, gleichsam wie ein Kompass, der uns auf dem Lebensweg immer wieder von Einseitigkeiten wegrufen und den Weg in die Zukunft weisen kann. So fördert die Kompensation in den Träumen einen Weg, der sich nicht auf die Anforderungen des wachen Bewusstseins beschränkt, sondern einem Ziel zustrebt, das gleichsam in der Mitte zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten liegt. Diesen Weg nennt Jung den Weg der Individuation, weil er zu dem führt, was wir eigentlich selbst sind, denn das Unbewusste gehört genauso zu unserm Sein wie das Tagesbewusstsein. Das Ziel dieses Wegs offenbart sich in Symbolen der Mitte, wie zum Beispiel in tibetanischen Mandalafiguren, die mit der Verbindung von Kreis und Quadrat den Meditierenden, der sie anschaut, auf eine Mitte lenken, die gleichsam zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten liegt.

Nicht nur das individuelle Unbewusste, das persönlich Verdrängte und Vergessene, zeigt sich für Jung im Traum, sondern auch etwas Allgemeinmenschliches, gleichsam Urgestalten und Ursituationen des Lebens, wie Geburt und Tod, Liebe und Begegnung, Männlichkeit und Weiblichkeit. Jung nennt diese Urgestalten auf Griechisch: Archetypen. In ihnen zeigt sich etwas uns allen im Leben Gemeinsames. Sie liegen in einer grösseren Tiefe des Unbewussten, die er das kollektive Unbewusste nennt. Es äussert sich nicht nur in den Träumen, sondern auch in Märchen und Mythen und in der Kunst und Dichtung.

Einem Satz Nietzsches folgend sieht Jung den Traum gleichsam als eine innere Bühne, auf der sich ein Schauspiel entfaltet, dessen Autoren wir selber sind. Wir sind aber auch die Regisseure und Schauspieler dieses Spiels. Die Figuren, die im Traum auftreten, stellen immer auch uns selbst dar. Darum nennt Jung eine Deutung, die von dieser Einsicht ausgeht, die Deutung auf der Subjektstufe, in der alle Gestalten, Szenen und Situationen des Traums auch ein Stück von uns selbst verkörpern. Wenn ich von meinem Vater träume, betrifft das zum Beispiel dann nicht nur meine Beziehung zu meinem realen Vater, sondern gleichsam auch das Väterliche in mir selbst, die Idee des Vaters. Alles ist im Traum zugleich gleichnishaft. So sind Geburt und Tod als Ausdruck des «Stirb und Werde» auch Symbole der Wandlung. Die Idee der Wandlung ist eines der Grundprinzipien der Jung'schen Psychologie. Der Lebensweg ist ein Weg steter Wandlungen, von denen uns nur ein Teil bewusst wird. Sie führen uns durch Dunkelheit und Tiefen. Das ist für Jung gerade ein Zeichen des Wachstums.

Harald Schultz-Hencke

Schultz-Hencke hat versucht, die verschiedenen Schulen der Traumdeutung, die er vorfand, miteinander zu verbinden. Er nannte seine Schule deshalb Neoanalyse. Einerseits folgt er den

Ideen Freuds von Libido, Wunscherfüllung, Zensur und Verschlüsselung. Andererseits aber sieht auch er in der Libido nicht die einzige Quelle des Traums. Alfred Adler folgend betont er auch die grosse Bedeutung des Geltungsstrebens in unseren Träumen. Auch das aber kann verdrängt und neurotisch unterdrückt werden und sich darum oft nur verschlüsselt in den Träumen äussern. Und er fügt diesen beiden ein drittes Gebiet hinzu, das sich ebenfalls in den Träumen äussert, nämlich das dem Menschen tief eingewurzelte Besitzstreben, das sich im Haben- und Behaltenwollen und im Einverleiben äussert, so dass es sich auch in Träumen vom Essen spiegeln kann. Auch dieser Bereich kann gehemmt werden. Das kann sich auch in Ess-Störungen wie der Anorexie zeigen. Die Theorie Schultz-Henckes stellt eine wichtige Ergänzung der grossen tiefenpsychologischen Theorien von Freud und Jung dar.

Ludwig Binswanger und Medard Boss

Alle tiefenpsychologischen Schulen haben es gemeinsam, dass sie – mit Recht – etwas hinter dem Traum sehen, das sich in den Bildern des Traums ausdrückt. Aber der Traum hat zugleich sein eigenes Recht, als Traumwelt ernst genommen zu werden. Das haben die Vertreter der Daseinsanalyse, Ludwig Binswanger und Medard Boss, getan, indem sie fragen: Wie existiert der Träumer in dieser Welt des Traums? Was charakterisiert in ihr sein Dasein? Sie folgen hier den Gedankengängen der Philosophie Martin Heideggers.

Binswanger zeigt in seiner Schrift «Traum und Existenz», dass man die Welt nicht aufteilen sollte in das Subjektive, Psychische auf der einen Seite und die objektive, messbare Welt auf der anderen Seite. Man sollte vielmehr ihre primäre Einheit sehen, in der sich unser Dasein als In-der-Welt-Sein ereignet. Er fragt nach den Gemeinsamkeiten von Seele und Welt im Traum. Der aufsteigende, jubilierende Flug eines Vogels in den strahlend blauen Himmel und die aufsteigende Stimmung der Heiterkeit gehören dann zusammen, so wie wir ja auch das Wort «heiter» sowohl für die Stimmung wie für den Himmel verwenden. Wenn aber dieser Vogel von einem Pfeil getroffen herabstürzt und dem Träumer vor die Füsse fällt, dann gehören auch hier dieses Herabstürzen und das Stürzen und Niedergedrücktsein der Trauer und Depression zusammen. So wird also der Traum aus sich selbst ausgelegt.

Medard Boss hat diese Eigenheit der Traumwelt noch stärker betont. Er hat das Verdienst, dieses eigene Sein des Traums ganz ernst genommen zu haben. Er verbindet diese Betrachtung mit einer starken Kritik an Freud und Jung, weil sie etwas «hinter dem Traum» suchen. Ich finde aber, dass sich die Denkweise dieser beiden sehr wohl auch aus dem Denken Heideggers verstehen lässt. Aus der Fülle der Beziehungen, die sich im Erwachen zwischen Traum und Wachen herstellen – und die Freud mit dem Wort «Verdichtung» eingefangen hat –, entstehen die Verweisungszusammenhänge, aus denen die tiefenpsychologische Deutung des Traums hervorgeht.

Der Traum als Welt, solange wir träumen – die Durchdringung der Welten im Erwachen – das Bedeuten des Traums, das aus diesen Bezügen und Verweisungen hervorgeht, gehören zusammen.

Ludwig Binswanger war ein Vertreter der Daseinsanalyse, die nach den Gemeinsamkeiten von Seele und Welt im Traum fragt.

LITERATUR

Binswanger, Ludwig. (1928). Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes von den Griechen bis zur Gegenwart. Berlin: Springer.

Binswanger, Ludwig. (1994). Traum und Existenz. In: Ausgewählte Werke, Bd 3. Heidelberg: Asanger.

Boss, Medard. (1975). Es träumte mir vergangene Nacht. Bern: Huber.

Freud, Sigmund. (1976). Die Traumdeutung. Ges. Werke, Bd 2/3. (6. Aufl.). Frankfurt: Fischer.

Jung, Carl Gustav. (1988). Allgemeine Gesichtspunkte zur Psychologie des Traumes; und: Vom Wesen der Träume. Grundwerk, Bd 1. (2. Aufl.). Olten: Walter.

Schultz-Hencke, Harald. (1949). Lehrbuch der Traumanalyse. Stuttgart: Thieme.

v. Uslar, Detlev. (1990). Der Traum als Welt. Sein und Deutung des Traums. (3. Aufl.). Stuttgart: Hirzel.

Der Traum – vom Wunsch zur Lebenswirklichkeit

Man kann sich selbst durch den Traum kennenlernen, verspricht die Psychoanalyse seit Beginn dieses Jahrhunderts. Sie geht davon aus, dass Träume nicht jenseits, sondern diesseits der Lebenswirklichkeit stehen und durch mentale Wunscherfüllung emotionales Wohlbefinden schaffen können. Es bleibt das historische Verdienst Sigmund Freuds und seiner Nachfolger, in Bezug auf den Traum soziale Tatsachen geschaffen zu haben.

VON BRIGITTE BOOTHE

Die Einheit der Person ist nichts als Fiktion, lehrt die Traumverständigung. Ein seinerzeit befremdlicher, jetzt (allzu) beliebter Standpunkt – in der Psychoanalyse Freuds vorbereitet und in all jenen Erscheinungen der Psychopathologie des Alltagslebens untersucht, in denen man sich verfehlt, versieht, verirrt, verliert, vertut.

Das Ideal der personalen Autonomie scheiterte. Die Utopie der Selbstverfügung zerfiel. Prägend wurden Preisgabe und Leiden: Man lebt in einer empfindlichen, anfälligen und vergänglichen Körperwelt. Man erfährt die individuelle Mangel-Existenz in ihrer Schmerz- und Lust- und Todverfallenheit. Man ist bedürftig und angewiesen von der Wiege bis zur Bahre. Man ruft nach Vätern und Müttern, Helfern und Beratern. Aber die sind böse oder abwesend, unzulänglich oder schwach. Missbrauchende Väter, unempathische Mütter.

Wer sich selbst retten will, braucht den andern. Das ist nirgends deutlicher als bei Katastrophen: Wer ein Trauma erleidet, den erreicht ein kundiger Helfer. Manchmal ist das ein Segen, manchmal ein Fluch. Wer sich selbst verstehen will, braucht den andern. Das ist nirgends deutlicher als beim Traum. Der Träumer berichtet einen Traum, und das ist eine besondere und unverwechselbare Art, sich mitzuteilen und den andern einzubeziehen. Man teilt etwas Persönliches mit als etwas Fremdes und Unverstandenes. Man legt es dem Gegenüber vor, um sich mit seiner Hilfe anzueignen, was einem träumend widerfuhr. Was man als Traum erinnert, das ist ein Eindruck, ein Bild, ein Ablauf, ein Geschehen, das unvermittelt und unverknüpft dasteht, mit losen Enden sozusagen. Dem Traum fehlt die motivierende Klammer.

Mit Freud heisst es, der Traum manifestiere ein Psychisches von grossem Einfluss, das aber systematisch unzugänglich und unverfügbar ist (Freud 1915). Im verstehenden und aufdeckendenden Dialog (Freud 1916-1917) soll es gelingen, die losen Enden des Traums mit dem Leben zu verbinden, den Traum in den Lebenskontext zu stellen, ihm die relevante motivierende Klammer zu geben.

Führt der Traum ins Leben?

Das Traumbild haftet nicht; es entzieht sich der Erinnerung; es schwindet im Wachleben. Wir nehmen im Alltag das Entgleiten der Traumeindrücke meist ohne Bedauern in Kauf. Nicht so im psychoanalytischen Umgang mit Träumen. Psychoanalytiker widmen sich den Träumen ihrer Patienten im lebenspraktischen Interesse. Sie gehen davon aus, dass Träume nicht jenseits, sondern diesseits der Lebenswirklichkeit stehen. Sie arbeiten zusammen mit dem Träumer heraus, mit welchen Strategien verändernder Imagination (Freud 1908) der Traum auf Lebenstatsachen antwortet. Sie begründen das mit einer Theorie: der Theorie vom Traum als «dramaturgischer Anverwandlung der Lebenswirklichkeit».

Geträumte Tröstung

Wie verschaffen wir in der Mitteilung von Träumen dem Erlebten und Erfahrenen Ausdruck? Gemäss Sigmund Freud auf eine Weise, die den Schlaf nicht stört, sondern ihn aufrechterhält. Träumen ist ein mentaler Vorgang, der Entspannung herbeiführt. Träumen steht im Dienst der Schlaferhaltung. Droht dem Ruhezustand

Brigitte Boothe ist Professorin für Klinische Psychologie an der Universität Zürich. (Weiterbildung in Gesprächspsychotherapie, Psychodrama und Psychoanalyse DPG, DGPT). Sie ist Mitglied der Society of Psychotherapy Research.

Der Traum. Phänomen – Prozess – Funktion

Das Buch zum Phänomen Traum von Brigitte Boothe und Barbara Meier (Hrsg.) beleuchtet das Thema Traum aus kulturellen, physiologischen, philosophischen und psychologischen Perspektiven. Im Vordergrund steht der Traum als Phänomen; individuelle Deutungen oder Interpretationen treten in den Hintergrund. In der Vielfalt der Zugänge spiegelt sich der komplexe Charakter des Traumgeschehens, das immer wieder anregt und fasziniert.

«Der Traum. Phänomen – Prozess – Funktion», erschienen im November 1999 im vdf Hochschulverlag, Fr.

Foto: Keystone

Der persische Teppich auf der berühmten Couch in Sigmund Freuds Praxis wurde 1998 in der Library of Congress in Washington ausgestellt. Ursprünglich befand er sich im Ordinationszimmer Freuds an der Berggasse 19 in Wien.

des Schlafs eine psychophysische Störung, so setzt sich ihr ein Traum als Korrektiv entgegen. Die Geistestätigkeit im Traum richtet sich, so Freud, auf die positive Regulierung der Befindlichkeit. Die Fähigkeit, wunscherfüllende Situationen mental zu evozieren, ist die Fähigkeit, Wohlbefinden herzustellen.

Wie ein Träumer sich Lebenswirklichkeit dramaturgisch anverwandelt, soll ein Beispiel zeigen:

> «...Freund R. ist mein Onkel. Ich empfinde grosse Zärtlichkeit für ihn. Ich sehe sein Gesicht etwas verändert vor mir. Es ist wie in die Länge gezogen, ein gelber Bart, der es umrahmt, ist besonders deutlich hervorgehoben.» (Freud 1900, S. 143)

Freud ist der Träumer. Er ist auch der Analytiker. Also ist der Dialog zwischen Träumer und Kommentator hier ein Grenzfall: Es handelt sich um eine Dualunion. Freud ist der Träumer, er ist auch der Kommentator. Er wechselt zwischen beiden Rollen hin und her.

Die Analyse des Beispiels zeigt die Täuschungs- und Verhüllungsleistung des Traums und führt den Prozess der Aneignung des scheinbar Fremden vor. Die losen Enden des Traumberichts binden sich am Ende des Aufklärungsprozesses an den Lebenskontext.

Der Traumbericht erwähnt zunächst eine emotionale Bewegung gegenüber einer Traumfigur, dem «Freund» in Onkelgestalt, sodann einen Anblick «Ich sehe sein Gesicht etwas verändert vor mir...». Der Träumer erinnert sich: Die Traumfigur ist ein Berufskollege und langjähriger Freund des Träumers. Der Traum setzt diese Figur einem Onkel des Träumers gleich. Dieser Onkel hatte, als Freud noch ein Kind war, eine Straftat begangen. Ein schlechter Mensch, so Freuds Vater, war der Onkel nicht, «wohl aber ein Schwachkopf» (Freud 1900, S.144). Die Gleichsetzung von Onkel und Freund heisst, so folgert Freud als Kommentator, dass der Freund ein Schwachkopf ist. Die Gleichsetzung trifft einen weiteren befreundeten Berufskollegen, für den sich assoziativ der Wunschgedanke ergibt, dieser Kollege sei ein Verbrecher.

Freud unterhält zu beiden Kollegen im wirklichen Leben respektgetragene Beziehungen. Es liegt ihm fern, sie zu schmähen. Vielmehr gibt es ein wunschgeleitetes Interesse, ihnen im Traum intellektuelle und moralische Schwächen anzuhängen. Es ist ein Wunschmotiv, die beiden Freunde als Schwachkopf beziehungsweise Verbrecher darzustellen.

Der Traum korrigiert eine unliebsame Lebenswirklichkeit: Es ging um die entmutigende Aussicht, nicht befördert zu werden. Freud war in der Universität

Wien als Professor extraordinarius vorgeschlagen. Das war, wie ihm schmerzlich und demütigend vor Augen stand, nur scheinbar eine gute Nachricht. Zurückliegende kränkende Erfahrung hatten ihn Resignation gelehrt, und er war zusätzlich entmutigt infolge frischer Begegnungen mit jenen beiden Berufskollegen und Freunden, die im Traum eine Rolle spielen. Dies wurde bestimmend für die Konkretion der Traumbilder. Beide Kollegen warteten wie Freud auf die Beförderung zum Professor, beide waren Juden wie Freud, beide warteten bisher vergebens. Der erste – der «Schwachkopf» – hatte gerade erfahren, dass man Juden derzeit überging; der zweite war zwar von einer Gerichtsanzeige als unschuldig voll rehabilitiert und wusste doch, dass einmal infrage gestellte Untadeligkeit dem Ende einer Laufbahn gleichkam.

Beide Gespräche, kürzlich erfolgt, machten klar, dass die judenfeindliche Politik Karrierehoffnungen zunichte machte. Aber wie gern wäre Freud Professor geworden! Die Zurücksetzung schmerzte. Die Beschäftigung mit dieser Beeinträchtigung drohte den Schlaf zu stören, so die Hypothese. Der Traum setzte dem sein hedonisches Korrektiv entgegen und liess den einen Kollegen als Schwachkopf, den andern als Verbrecher dastehen. Das war die geträumte Tröstung. Freud war weder ein Schwachkopf noch ein Verbrecher. Waren aber die beiden Freunde disqualifiziert – wie das Wunsch-Diktat verordnete –, dann konnte man sie nicht zu Professoren ernennen. Ihre Beförderung blieb aus, weil sie der intellektuellen und moralischen Verdienste entbehrten, und nicht etwa, weil sie wie Freud Juden waren.

Das ist die kindlich egozentrische und trügerische Tröstung des Traumes. Sie folgt einer Kinderlogik. Diese spiegelt, mit dem Literaturwissenschaftler Jolles (1930) gesprochen, den Geist des Märchens und lautet: «Wie müsste die Welt eingerichtet sein, dass es nach meinen Wünschen geht?» Und die Antwort im Traumbeispiel: «Meine Ernennung ist zu erwarten, denn die antisemitische Strömung spielt keine Rolle. Vielmehr empfehlen mich meine intellektuellen und moralischen Verdienste, die mich vor anderen in vergleichbarer Lage auszeichnen und Würdigung finden.»

Kinderwünsche – Kulturstaffage

«Wie müsste die Welt eingerichtet sein, dass die Wünsche recht behalten?», ist eine Kinderfrage. Das Träumen, so Freuds These, wird nicht vernünftiger, wenn man älter wird. Es entnimmt freilich seine Bilder und Szenerien aus den Begebnissen und Beziehungen der Aktualität. In der Sprache des Dramas: Die Staffage ist modern, die Dynamik ist alt. So spielen der Traum und die Traumanalyse im sozialen Ambiente von Wien 1897, im Ambiente von Universität und Medizin. Dort geht es um eigene Auszeichnung im Vergleich zu Schicksalsgenossen, angesichts der Gefahr, ausgegrenzt und geächtet zu werden. Die Wunschdynamik aber ist nicht neu, sondern geht in ihrer ganzen Vitalität auf primäre Wünsche der Selbstprofilierung zurück, wie das Kind sie gegenüber den Eltern und Geschwistern, primären Beziehungspartnern, einst entfaltete.

Traum als Zensur der Wirklichkeit

Man sieht dem Traum die Wunscherfüllung nicht an. Von Beförderungen, Zurücksetzungen, judenfeindlicher Politik und kollegialem Austausch spricht der Traumtext nicht. Das hat seinen Grund in der Kunst des Zensurierens.

Die Unkenntlichkeit des Traumes als Wunscherfüllung verdankt sich dem Wirken der Zensur. Als Zensur bezeichnet Freud die Gesamtheit der Massnahmen, die dem Unkenntlichmachen des Anstössigen dienen. Im Beispiel vom Onkeltraum ist anstössig, dass zwei geschätzte sympathische Kollegen, Freunde gar, der Geringschätzung und Ehrenkränkung verfallen. Die Zensur bringt es fertig, Entspannung zu sichern, aber zugleich Manöver der Entstellung in Gang zu setzen, die das

Der Traum – 100 Jahre nach Freuds «Traumdeutung»

Im Wintersemester 1999/2000 fand an der Universität Zürich unter der Leitung von Brigitte Boothe eine Interdisziplinäre Veranstaltungsreihe zum Thema Traum statt.

Die Publikation zur Veranstaltung, herausgegeben von Brigitte Boothe, wird im vdf Hochschulverlag im 4. Quartal 2000 erscheinen. Es sind Beiträge von Autoren, die teilweise auch Artikel für dieses Heft geschrieben haben:

- Brigitte Boothe: Freuds Träume und ihre Rhetorik
- Martha Koukkou und Dietrich Lehmann: Traum und Hirnforschung
- Elmar Holenstein: Psychoanalytische Traumdeutung – Psychophilosophischer Deutungstraum
- Beat Näf: Freuds «Traumdeutung» – Vorläufer in der Antike?
- Sigrid Weigel: Traumschrift(en)
- Inge Strauch: Der Realismus der Träume
- Jörg Bergmann: Traumkonversation
- Ellen Stubbe: Freunds «Traumdeutung» und das religiöse Erleben
- Rudolf Schenda: Träume in populären Lesestoffen und in der Volkskultur
- Wolfram Hogrebe: Träume in der Philosophie
- Christine N. Brinckmann: Der Traum im Film
- Berthold Rothschild: Freuds «Traumdeutung» 100 Jahre später.

Gewahrwerden der Wunschdynamik verhindern. Im Beispiel: Es ist anstössig, zwei geschätzte Kollegen und Freunde verächtlich zu machen, um sich selbst ungestört in Erfolgsvorstellungen zu ergehen. Das Anstössige ist getarnt durch die Traumpartie «Ich empfinde grosse Zärtlichkeit für ihn». Der wunschgeleitete Akt der Entwertung des Freundes als «Schwachkopf» wird übertüncht durch das Entstellungswerk der Zensur, das hier als «Verstellung», als betonte, herausgestellte Zärtlichkeit arbeitet.

Selbstverfehlung und Selbsterkenntnis

Freud als Träumer spricht über sich im Duktus der Selbstfremdheit. Die Traummitteilung entfaltet in der Zwiesprache zwischen Träumer und Kommentator die Dramaturgie der Selbstverfehlung hin zur Selbsterkenntnis. Der Dialog zwischen Sprecher und Hörer führt von Selbstverborgenheit zu einer Form der Verständigung, die nach der motivierenden Klammer sucht, die der Traummitteilung gerade fehlte. Dazu bedarf es der Rekontextualisierung des Traumes und der Herstellung lebenspraktischer Bezüge.

In Freuds eigenen, schriftlich niedergelegten Traummitteilungen findet sich überaus häufig die siegreiche Zentrierung des Ich. Es handelt sich um Beispiele für dramaturgische Muster, die ein Ich – angedeutet oder explizit – in exponierter Position vorführt, exponiert als gefeiert in der grossen Halle, bestimmend als Gouverneur im Schloss, ausgestellt als Hervorbringer von Werken der Redekunst und des blühenden Lebens. Es sind Beispiele, die zeigen, wie ein Träumer, hier der Begründer der Psychoanalyse, der «Beweger der Unterwelt», wie er selbstbewusst, siegesbewusst auf Forderungen der Lebenswirklichkeit antwortet. Forderungen der Lebenswirklichkeit, die in den Tagesresten, jenen frischen Verknüpfungen aus der jüngst vergangenen Welt des Alltags, auflebten. Das Projekt «Gouverneur», das Projekt «Hervorbringer von Werken», das Projekt «Gefeiertwerden in der grossen Halle» – alle schaffen sich Raum in der Traumdramaturgie, und zwar nicht als leere Illusion, sondern als Vitalität des wünschenden Ichs. In diesem Fall als Vitalität, die sich im Wachleben kräftig Raum und Ausdruck zu schaffen wusste.

Freud setzt sich ein Denkmal, eines ganz neuer Art: er führt Selbsterkenntnis und Selbstbetrug vor und bringt beides in fortwährende Spannung. Er setzt sich ein Denkmal in der Pose dessen, der oben steht und von oben dirigiert. Ein überlegener und mutiger Wissenschaftler, der die Verstrickung und Verschleierung durch das Unbewusste kennt und sich im Kampf mit dem Unbewussten zeigt. Das ist Kinderlogik und vitale Ironie zugleich.

Das Wunscherfüllungsszenario wird in der Dualunion von naivem Traumrapporteur und analysierendem, reflektierendem Ich vor den Augen des Lesers zur Angelegenheit des aufdeckenden Dialogs. Es wird zum Selbstbekenntnis ohne den Imperativ der Selbstaneignung. Das ist von enormer Innovationskraft für die Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts: Sie gibt die Vision der Selbstverfügung auf. Und sie rechnet mit der Verflüchtigung der personalen Kontur. Wesentlich und neu ist eine Artikulation vor einem anderen, die aus Selbstfremdheit geboren ist und die sich nicht mehr selbst verantwortet. Selbsterkenntnis wird zu einer Aufgabe, die immer und notwendig zwei zu leisten haben. Selbsterkenntnis wird zur Angelegenheit eines offenen, nicht abschliessbaren Dialogs ohne natürliches Ende, ohne gewisse Grenzen.

Vom Fremdsein zur Selbstkenntnis

Psychoanalytiker widmen sich den Träumen ihrer Patienten im lebenspraktischen Interesse. Sie führen vor, mit welchen Strategien verändernder Imagination der Traum auf Lebenstatsachen antwortet. Die Psychoanalyse postuliert eine zentrale Verbindung von Traum und Leben. Diese ergibt sich über die Vermittlung eines kommunikativen Modells vom Traum als dramaturgischer Anverwandlung der Lebenswirklichkeit.

Die Traumartikulation ist spezifisch. Sie schafft Selbstdistanz und Intimität zugleich. Sie stellt eine Form dar, die sich selbst nicht genügt, sondern nach Rekontextualisierung im Dialog verlangt.

Die Evokation des Wunscherfüllenden schafft Entspannung – die Bemäntelung des Wunschdenkens dient der Selbstliebe – die Erschliessung des Wunschdenkens mobilisiert Mut – die Konfrontation mit den Herausforderungen der Lebenswirklichkeit schafft Selbstachtung.

LITERATUR

Boothe, B. (1998). Einige Bemerkungen zum Konzept des Wünschens in der Psychoanalyse. In: Boothe, B., R. Wepfer & A. von Wyl (Hrsg.). Über das Wünschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 203–249.

Freud, S. (1940-1952). Gesammelte Werke. 17 Bände. London: Imago Publishing Co. Im Folgenden zitiert als: Gesammelte Werke.

Freud, S. (1900). Die Traumdeutung. Gesammelte Werke II/III.

Freud, S. (1908). Der Dichter und das Phantasieren. Gesammelte Werke VII.

Freud, S. (1915). Das Unbewusste. Gesammelte Werke X.

Jolles, A. (1974). Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Me-

Der breite Weg ins Unbewusste

Vor hundert Jahren stellte Sigmund Freud erstmals die These auf, dass sich hinter dem Traum die Regung des Unbewussten verbirgt. Die Deutung des Traums als unbewusste Wunscherfüllung ist seither zu einem wesentlichen Instrument der Psychoanalyse geworden. In ihren theoretischen Ansätzen bleibt die Traumdeutung jedoch weitgehend undiskutiert.

VON BERTHOLD ROTHSCHILD

Den merkwürdigen und nachhaltigen Einfluss des Freud'schen Werkes auf Kultur und Wissenschaft unseres Jahrhunderts gebührend festzustellen oder auch zu hinterfragen, haben sich Experten aus allen wissenschaftlichen Territorien bemüht. Eine andere Sache ist es jedoch, sich mit den doch oft merkwürdig anmutenden und unzweifelhaft sehr konstruiert empfundenen Freud'schen Theorien auseinander zu setzen. Zwar findet Sigmund Freud als Traumanalytiker des Jahrhunderts in Fachkreisen immer wieder gebührende, fast ritualisierte Erwähnung, seine intrigierenden Theorien zum Traum aber bleiben eher im Abseits. Für den mehr belächelten denn gepriesenen Psychoanalytiker möchte man deshalb mit Lessing fordern: «…wir wollen weniger erhoben und fleissiger gelesen sein…».

Seine apodiktisch formulierte und nach wie vor völlig unbewiesene Behauptung stellt fest, dass hinter dem manifesten Traum (dem Traum also, wie ihn das Subjekt erinnert) etwas ganz anderes steckt – nämlich eine Regung aus dem Unbewussten des Menschen. Dieser latente Traumgedanke steht meistens im Dienste einer verborgenen Wunscherfüllung, die dann aber durch die Arbeit eines «Traumzensors» so entstellt wird, dass sich der Schlafende dadurch nicht stören lässt. Diese These über das Decodieren, über die eigentliche Deutung nämlich, die immerhin zu einem wesentlichen Instrument aller tätigen Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen geworden ist, sie bleibt weitgehend undiskutiert. Womit also lässt sich die zweifelsohne unsere Gegenwartskultur beeinflussende, auch weit über das Gebiet der eigentlichen Traumdeutung hinausreichende Wirkung der Freud'schen Theorien erklären?

Die Entdeckung des Unbewussten

Neben vielen anderen sind es wahrscheinlich zwei Grundhypothesen, welche die sowohl populäre wie auch wissenschaftliche Nachhaltigkeit der Theorien Freuds ausmachen. Zum einen die systematisch erforschte und dann in eine komplexe Theorie überführte Entdeckung des Unbewussten, zum anderen die aus ihr hervorgehende Legitimierung des Deutens. Der Traum gemäss psychoanalytischer Theorie wird zur Metapher für den Menschen überhaupt: hinter dem manifesten menschlichen Erscheinungsbild gibt es die zweite, verborgene Wirklichkeit, was zur grossen Urkränkung führt, «...dass das Ich... auf Grenzen seiner Macht im eigenen Haus, der Seele, stösst...» (Sigmund Freud 1917). Diese Grundannahme und das Prinzip des «verborgenen Dahinterstehens» beschäftigt nicht nur Psychoanalytiker, sondern ist Gegenstand von Forschung und Lehre in zahlreichen Wissensgebieten. Sie ist das tägliche Brot der Exegeten, Text- und Sprachwissenschaftler, der Ethnologen, Historiker und Philosophen – ja selbst zahlreicher Naturforscher. Die hinter den Phänomenen sich verbergende zweite, andere Wirklichkeit bedarf der Erschliessung, entweder durch nachweisende Aufdeckung oder dann eben über das Deuten.

Die Bedeutung der Deutung

Was aber das psychoanalytische Deuten von anderen Deutungsvorgängen unterscheidet, ist die Ausdehnung beziehungsweise Reduktion der hermeneutischen Absicht in einen interpersonalen Vorgang, in eine Deutungsgemeinschaft sozusagen, zwischen dem Träumenden und seinem Deuter. Erst dieser Beziehungsaspekt im Deutungsvorgang verleiht der Traumdeutung, wie Sigmund Freud sie erforscht und neu begründet hat, die eigentliche und eigene Bedeutung. Der Traum wird über seine Erzählung von einem ursprünglich autistischen zu einem transitiven, heute würde man sagen zu einem interaktiven Phänomen. Sogleich folgen einer solchen These zwei Einwände: Die Traumdeutung werde auf dem Weg von Sender (dem Träumenden) zu Empfänger (dem Zuhörer, dem Deutenden) willkürlich und im weiteren Hin und Her zwischen den beiden verzerrt und der damit verbundenen Beliebigkeit und Suggestibilität preisgegeben.

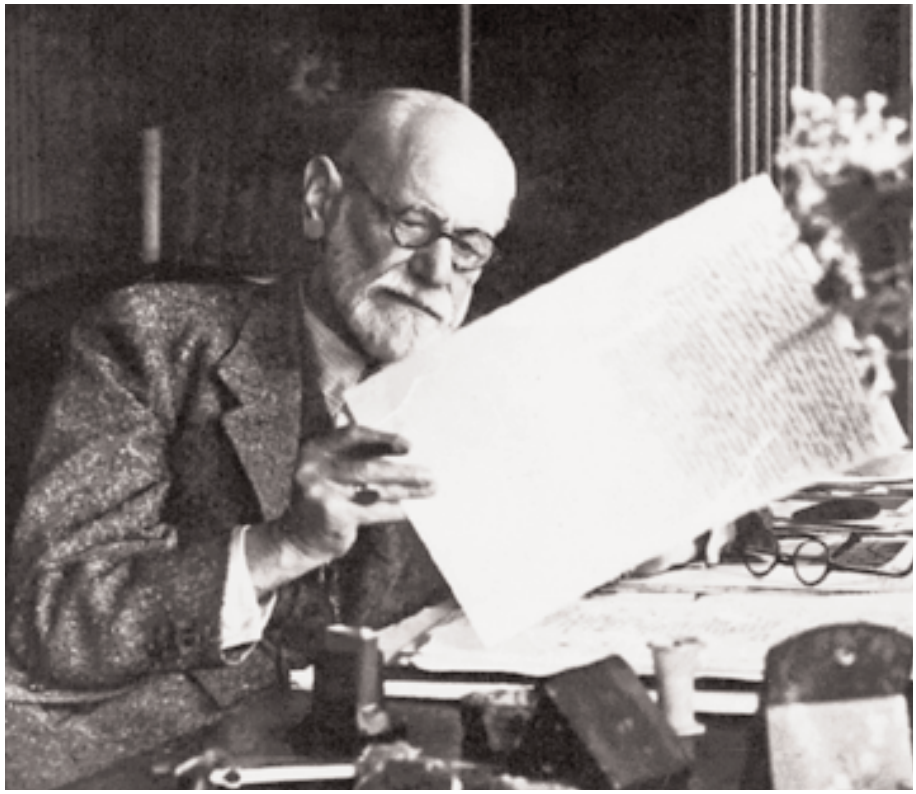
Erstaunlicherweise scheuen sich Psychoanalytiker nicht, diesem Einwand weitgehend Recht zu geben. Denn für sie ist ja gerade die scheinbare Beliebigkeit in der Beziehung von Menschen ein Forschungsgegenstand. Die scheinbaren Zufälligkeiten in und zwischen den Menschen folgen somit den Gesetzen der individuellen Geschichte: nämlich der bewusst erlebten Biographie mit all ihren Komplikationen einerseits und der unbewusst vollzogenen Umsetzung, Verarbeitung und Verdrängung derselben andererseits. Dabei geht es nicht etwa in erster Linie um die

Dr. med. Berthold Rothschild lebt und arbeitet als Psychiater und Psychoanalytiker in eigener Praxis in Zürich.

Entdeckung oder Aufdeckung von verborgenen Wahrheiten, sondern um die Ausdehnung von Möglichkeiten des Selbstverstehens und des Selbst-Bewusstseins des sowohl träumenden als auch wachen Subjekts.

Vom Traumdeuter zum Traumvergewaltiger

Eine zweite oft gehörte Kritik an der psychoanalytischen Traumdeutung besteht in der Äusserung etwa, der Traum bekomme doch seine Bedeutung nicht erst durch seine Analyse. Es bedürfe deshalb nicht eines Anderen, um das wie rätselhaft auch immer verbleibende Traumerlebnis zu empfinden, es zu verarbeiten oder sogar selber zu deuten. Schliesslich habe sogar Freud seine Träume in seiner Selbstanalyse entschlüsselt, und daraus sei sein grosses Werk zur Traumdeutung entstanden. Zudem würden sich die Psychoanalytiker viel zu wichtig nehmen, sie seien, so der Daseinsanalytiker Medard Boss etwa, viel eher «Traumvergewaltiger» als wirkliche Traumdeuter. Sogar diese Herausforderung kann man aus psychoanalytischer Sicht gelten lassen, denn über die Distorsion des ursprünglichen Traums im Erzählen ist man sich klar. Auch dass im Deuten nur ein weiteres Element der Traumverzerrung zum Ausdruck kommt, so wie bereits das ursprüngliche Traumgeschehen durch seine Manifestierung im erinnerten Traum eine Wandlung durchgemacht hat. Gerade die Verzerrungen der psychischen Phänomene seien es, wird behauptet, die das Substrat der psychoanalytischen Erforschung ausmachten. Und weil der Mensch in der Wahrnehmung über sich selber stets und immer wieder solchen Verknorzungen unterliege, seien auch seine Möglichkeiten, sein Eigenes alleine zu erkunden, beschränkt, selbstschonend und korrupt.



Sigmund Freud erarbeitete eine der populärsten und nachhaltigsten Theorien zum Traum. Systematisch erforschte er das menschliche Unbewusstsein und legitimierte aus ihm heraus die Traumdeutung. Das Bild zeigt Sigmund Freud bei der Arbeit am Moses-Manuskript, aufgenommen in London

Auch Freud sei in seiner Selbstanalyse diesen Beschränkungen unterworfen gewesen, nur habe sein unbezähmbarer Wissensdrang, seine Genialität vielleicht, Früchte getragen.

Das Babylon der psychoanalytischen Theorien

Und es ist erstaunlich: Obwohl seit Freuds These 100 Jahre vergangen sind und obwohl sich die Grundtheorien der Psychoanalyse so gewandelt und sich viele theoretische Strömungen voneinander abgespalten haben – es gibt sie immer noch: die Patienten auf der Couch, die Psychoanalytikerinnen dahinter und die Erzählung der Träume und deren Deutung – wie zu Freuds Zeiten. Die Via regia zum Unbewussten ist zur breiten Chaussee geworden, auf welcher sich Assoziationen, Einfälle und Deutungen kreuzen. Die Nuancen und die Begleittheorien mögen sich verändert haben, aber das eigentliche Tun, welches den Träumen die Bedeutung verleiht, das Deuten nämlich, bleibt dasselbe. Kaum anders als sie Sigmund Freud vor 100 Jahren fast tollkühn zur Debatte gestellt hatte, ist diese Erforschung heute vielleicht bereichert um das Bemühen um einen möglichst «herrschaftsfreien Diskurs» (Habermas).

Die einen mögen dieser unabänderlichen und nunmehr etablierten Neugier auf das Unbewusste des Menschen huldigen, ihre hundertjährige Tradition feiern. Die anderen werden sich unverändert und schlaftrunken die Augen reiben und fragen: So what?

Der Traum vom brennenden Kind

Der Traum vom brennenden Kind ist einer der packendsten, den Sigmund Freud in seiner «Traumdeutung» wiedergibt. Unvermittelt führt uns der Traum die Absolutheit des Todes vor Augen. Zufällig stösst der Autor jedoch auf eine ältere Quelle, die eine ähnliche Geschichte wiedergibt – eine wahre Begebenheit oder eine Geistergeschichte? Zwischen dem Traumzitat Freuds und der wiederentdeckten Erzählung steht das Zweifeln am Tod.

VON DIETER STRÄULI

Ein Vater hatte tage- und nächtelang am Krankenbett seines Kindes gewacht. Nachdem das Kind gestorben, begibt er sich in einem Nebenzimmer zur Ruhe, lässt aber die Tür geöffnet, um aus seinem Schlafraum in jenen zu blicken, worin die Leiche des Kindes aufgebahrt liegt, von grossen Kerzen umstellt. Ein alter Mann ist zur Wache bestellt worden und sitzt neben der Leiche, Gebete murmelnd. Nach einigen Stunden Schlafs träumt der Vater, dass das Kind an seinem Bette steht, ihn am Arme fasst und ihm vorwurfsvoll zuraunt: Vater, siehst du denn nicht, dass ich verbrenne? Er erwacht, merkt einen hellen Lichtschein, der aus dem Leichenzimmer kommt, eilt hin, findet den greisen Wächter eingeschlummert, die Hüllen und einen Arm der teuren Leiche verbrannt durch eine Kerze, die brennend auf sie gefallen war. Die Erklärung des rührenden Traumes ist einfach genug (…). Der helle Lichtschein drang durch die offen stehende Tür ins Auge des Schlafenden und regte denselben Schluss bei ihm an, den er als Wachender gezogen hätte, es sei durch Umfallen einer Kerze ein Brand in der Nähe der Leiche entstanden. Vielleicht hatte selbst der Vater die Besorgnis mit in den Schlaf hinübergenommen, dass der greise Wächter seiner Aufgabe nicht gewachsen sein dürfte.»

Von den zirka 250 Träumen, die Sigmund Freud in seiner «Traumdeutung» wiedergibt und an deren Beispiel er uns in die Natur der Träume und in die Technik ihrer Deutung einführt, ist dies einer der packendsten. Unvermittelt versetzt er uns in die Situation eines Trauernden, unverschleiert führt er uns die Absolutheit des Todes vor Augen. Freud spricht von einem Traum, «welcher der Deutung keine Aufgabe stellt, dessen Sinn unverhüllt gegeben ist». Dieser Sinn besteht in einer einfachen Wunscherfüllung: «Im Traum benimmt sich das tote Kind wie ein lebendes, es mahnt selbst den Vater, kommt an sein Bett und zieht ihn am Arm. Dieser Wunscherfüllung zuliebe hat der Vater nun seinen Schlaf um einen Moment verlängert.» Der Traum konnte «das Kind noch einmal lebend zeigen».

Woher kommt der Traum?

Freud geht nicht auf folgendes Paradox ein: Der selbe Traum, der diese illusorische Wunscherfüllung gewährt, verweist mit den Worten des Traumkindes gebieterisch auf die Wirklichkeit ausserhalb der fiktiven Traumszene hin. Diese Wirklichkeit, so Jacques Lacan, leuchtet «wie durchgepaust» oder als ein «Widerschein der Flammen» der umgefallenen Kerze in die Wahrnehmung des schlafenden Vaters hinein.

In der «Traumdeutung» leitet dieser Traum das wichtige siebte Kapitel, «Die Psychologie der Traumvorgänge», ein. Freud verwendet ihn gleichsam als Angelpunkt für die Überleitung von der Deutung einzelner Träume zu einer Untersuchung von Funktion und Funktionieren des Traumes überhaupt und nennt ihn einen «Traum, der jetzt einen ganz besonderen Anspruch auf unsere Beachtung erhebt».

Der erwähnte Traum gehört weder zu den zirka 50 Träumen, die Freud selber geträumt hat, noch zu denen seiner Patienten. Freud hat ihn auch nicht dem Buch eines anderen Autors über das Phänomen des Traums entnommen, wie es vor allem für die Träume im ersten Kapitel der «Traumdeutung» gilt. Der «Traum vom brennenden Kind» hatte einen labyrinthischen Weg zurückzulegen, bis er in die «Traumdeutung» aufgenommen wurde: «Er ist mir von einer Patientin erzählt worden, die ihn selbst in einer Vorlesung über den Traum kennen gelernt hat; seine eigentliche Quelle ist mir unbekannt geblieben.» Freud selbst macht sich also Gedanken über die Herkunft dieses Traumes.

Jener Patientin, welche ihm den Traum erzählte, «hat er durch seinen Inhalt Eindruck gemacht, denn sie hat es nicht versäumt, ihn ‹nachzuträumen›, das heisst Elemente des Traums in einem eigenen Traum zu wiederholen, um durch diese Übertragung eine Übereinstimmung in einem bestimmten Punkte auszudrücken». Freud macht aber genügend deutlich, dass es sich bei dem in der «Traumdeutung» abgedruckten Traum nicht um den nachgeträumten Traum seiner Patientin handelt, sondern um dessen «Vorlage». Ingeborg Meyer-Palmedo, die die verschiedenen Register für die «Traumdeutung» der Studienausgabe erstellt hat, übernimmt, was den Träumer dieses Traumes angeht, die Formulierung der Standard Edition:

Dr. phil. Dieter Sträuli ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Zürich (Abteilung Allgemeine Psychologie). 1986 bis 1992 war er Mit-herausgeber der psychoanalytischen Zeitschrift RISS.

«Tes pas, enfant de mon silence,
Saintement, lentement placés,
Vers le lit de ma vigilance
Procèdent muets et glacés.
…

Ne hâte pas cet acte tendre,
Douceur d'être et de n'être pas,
Car j'ai vécu de vous attendre,
Et mon cœur n'était que vos pas.»

Paul Valéry, «Les Pas»

«ein unbekannter Vater» (‹unknown father›). Das «Grabmal des unbekannten Soldaten» könnte den Gedanken nahelegen, dass mit einem solchen Ausdruck alle Väter gemeint sind.

Der Weg dieses Traums bis zu seinem Platz in der «Traumdeutung» ist vielleicht noch komplizierter, als es auf den ersten Blick scheinen mag, weil uns nichts zur Annahme zwingt, dass die unbekannte Person, welche die erwähnte Vorlesung über den Traum hielt, diese mit eigenen Träumen illustrierte. Ein fremder Traum also, der in psychologischen Diskursen herumspukt wie der Fliegende Holländer auf den Weltmeeren?

Die Rückkehr des Kindes

Der Autor hatte im Dezember 1997 das Gefühl, einem Geist zu begegnen, als er in einem Taschenbuch, «The Encyclopedia of Ghosts» von Daniel Cohen, unter dem Titel «Die Rückkehr des Kindes» folgende Geschichte las:

«Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts druckte die Londoner «Illustrated Police News» folgende sehr eigenartige Geschichte ab: Es hiess dort, dass im Jahre 1878 die Tochter eines gewissen D. J. Demarest, eines Lebensmittelhändlers aus Paterson in New Jersey, plötzlich gestorben sei. Der Tod erfolgte an einem Dienstag, und wie es zu dieser Zeit Brauch war, wurde die Leiche für das Begräbnis eingekleidet und in einem kleinen Sarg im Wohnzimmer des Hauses aufgebahrt. Am Freitag ereilte den trauernden Vater, der am Sarg gebetet und geweint hatte, schliesslich eine derartige Erschöpfung, dass er sich in den angrenzenden Raum begab, in einem Lehnsessel zusammensank und zum ersten Mal seit Tagen eindöste. Durch das Geräusch von Schritten wurde er aus einem leichten Schlummer aufgeweckt. Dann sah er, wie die Tür aufging. Auf der Schwelle stand seine Tochter, immer noch in ihr Leichenhemd gekleidet. Sie durchquerte mit unsicheren Schritten den Raum bis dorthin, wo ihr Vater sass, warf sich in seinen Schoss und schlang die Arme um seinen Hals. Dann löste sich plötzlich ihr Griff und sie fiel hintenüber. Der Vater versuchte, sie wieder aufzurichten, aber ihr Leib war nun vollkommen schlaff und anscheinend ohne Leben.

Man rief den Arzt, und das Kind war tatsächlich tot. Es wurde entschieden, dass ihr erster ‹Tod› nur ein Koma gewesen und dass sie jetzt wirklich tot sei. Sie wurde noch am selben Tag begraben.»

Schwer zu sagen, welche von beiden Geschichten die traurigere ist. Die eben erzählte hat, wie viele andere Berichte von Scheintoten, etwas von der Struktur dessen, was man heute als «urban legend» bezeichnen würde: ein Gerücht, ein Bericht aus immer nur zweiter Hand, der aber so viel an allgemein menschlichen Problemen und Nöten auszudrücken und weiterzugeben vermag wie eine Deckerinnerung von den Verknüpfungen eines Subjekts mit der Signifikantenkette. Auch für diesen Text gilt dasselbe wie für den «Traum vom brennenden Kind»: Er versetzt uns in eine lähmende Traurigkeit und wirft gerade dadurch Fragen auf: Was genau ist das Traurigmachende an ihm? Welchen Platz weist er uns zu, wo finden wir uns wieder, nachdem wir ihn einmal gelesen oder gehört haben?

Eine geisterhafte Ähnlichkeit

Was die Ähnlichkeit der beiden Texte angeht, kann ich mir beides vorstellen: dass man als Leserin oder Leser zuerst von ihren Gemeinsamkeiten frappiert ist oder aber dass einem als erstes die doch markanten Unterschiede auffallen. Verzichten wir an dieser Stelle darauf, die beiden Textversionen nebeneinander zu legen und sie Satz für Satz, Wort für Wort miteinander zu vergleichen. Ihre Ähnlichkeit springt ins Auge; und auch ein noch so genauer Vergleich vermag uns nichts zu sagen über das, was wir vor allem wissen wollen: in welchem geschichtlichen Verhältnis die beiden Texte zueinander stehen, wie sie artikuliert sind, die Art und Weise, wie sie auf uns wirken. Wenn wir aber aus beiden Texten einen dritten abstrahieren, der eine Art «grössten gemeinsamen Nenner» darstellt und der nur das enthält, was in beiden Texten vorkommt, könnte das Resultat eines solchen Vorgehens etwa so aussehen:

Ein Vater hat während Tagen und Nächten Wache gehalten am Sterbebett oder der Bahre seines Kindes. Als ihn die Erschöpfung überwältigt, begibt er sich in ein Nebenzimmer, um dort einzuschlafen. Einige Zeit später erwacht er am selben Ort und erblickt sein Kind im Leichenhemd. Es ist, wie wenn es doch nicht gestorben, sondern immer noch am Leben wäre und ihn in seinem Rückzug heimgesucht hätte. Dann aber wird der Vater in einem Umschlagen der Situation auf endgültige, unwiderlegbare und tragische Weise mit dem Realen dieses Todes konfrontiert.

Der Text aus der «Traumdeutung» ist ein Traum mit allen Merkmalen eines solchen, der andere Text schildert ein angeblich reales, auf jeden Fall aber durchaus mögliches Ereignis. Er steht zwar in einer «Encyclopedia of Ghosts», dort aber unter der Rubrik «Ghostly Phenomena» – das heisst, er ist keine Geistergeschichte im engeren Sinne; es kommt kein Geist in ihm vor. Dennoch kreist auch diese Geschichte um ein geisterhaftes Element: Der Vater muss für einen Augenblick an seinen Sinnen gezweifelt haben, als er sein totes Kind auf sich zukommen sah. Für eine bestimmte Zeitspanne wagte er vielleicht zu hoffen, dass das Unwiderrufliche des Todes plötzlich aufgehoben sei, beziehungsweise musste er fürchten, dass die Toten wiederkehrten. Er stellte sich Fragen von der Art: Ist ein Wunder geschehen? Sehe ich einen Geist? Bin ich selber tot, dass ich eine Tote zu sehen vermag? Oder: Träume ich?

Die Überwindung des Todes

Um dieses zentrale Stück der Geschichte, um die Zeitspanne eines Zweifelns am Tode, am Wirklich-tot-Sein des Kindes drehen sich also die beiden Versionen der Geschichte. Und zwar in dem Sinne, dass in diesem gemeinsamen Element ihr Funktionieren als Geschichte überhaupt zu lokalisieren ist. Deshalb ist es auch kein Paradox, wenn sie sich gerade in jenem Punkt treffen, in welchem sie sich unterscheiden. Sie nähern sich demselben Ort – dem «anderen Ort», dem Jenseits – von verschiedenen Seiten her. Der Traum ist das Jenseits des Wachens, die Geisterwelt das Jenseits der Welt der Lebenden. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, einen geliebten Toten noch einmal lebend zu sehen: im Traum, als Geist, im Wahn, als Auferstandenen.

Was das Ende der Geschichte angeht, so stimmen die beiden Versionen in einem Punkt überein, in einem anderen sind sie verschieden: Der Tod erweist sich in beiden als im Realen unüberwindlich. Der Mythos von Orpheus und Eurydike klingt hier an: Das zweite (im Mythos verbotene) Sich-Umsehen nach dem verloren geglaubten und wiedergefundenen Objekt hebt die Aufhebung des Todes ihrerseits auf, so dass der Tod als Ende jeder Beziehung in Kraft tritt, unwiderruflich. Verschieden ist jedoch die Bedeutung, «das Nachbild», das diese Unbedingtheit des Todes in uns zurücklässt. Offensichtlich ist Geister zu sehen und von Geistern zu träumen nicht dasselbe.

Die Scheintodgeschichte quält uns mit ihrer Grausamkeit; so wie sie mit dem armen Vater gespielt hat, der seine Tochter zweimal hintereinander verlieren musste, spielt sie mit uns. Ihre Signifikantenkette «apparently lifeless – indeed dead – merely in a coma – really dead» verrät, wie in einem Trauerprozess die Forderung nach Anerkennung der Realität mit dem Wunsch, es möge ein Wunder geschehen, im Streit liegt. In der Traumversion aber spricht das Kind. Dadurch vermag der Traum, auch wenn er dies in Form eines Vorwurfs tut – «Vater, siehst du denn nicht, dass ich verbrenne?» –, an Vergangenes anzuknüpfen und das Subjekt seiner Geschichte zurückzugeben. Der Traum selbst stellt ein Stück Trauerarbeit dar oder bahnt einen Weg zu dieser. Allein schon dadurch verweist er auf eine Zukunft, auf ein Weiterleben mit dem Verlust.

Original oder Substitut?

Wenn die Notiz aus der «Illustrated Police News» nun tatsächlich jene gesuchte Quelle des bei Freud abgedruckten Traumes wäre – oder wenigstens eine Vorform oder eine Zwischenstufe von ihr –, wäre dann nicht der Traum vom brennenden Kind so etwas wie ein Geist, eine durchsichtige Kopie des Originals? Und wenn sie nun nicht die gesuchte Geschichte ist, die am Ursprung dieses Traums liegt? Dann macht sie uns wenigstens deutlich, dass auch dieser Traum seine Ursprungsgeschichte als seinen Tagesrest sucht, und dass das, was sich angeboten oder aufgedrängt hat, eines jener Substitute ist, die die Lücke eines unerträglichen Verlustes füllen. Wie die Erscheinung des verlorengeglaubten Kindes taucht die Geschichte auf und macht uns Hoffnung, sie sei das Vermisste; um dann wieder zu verschwinden und uns allein zu lassen mit unserem ungestillten Begehren nach einem erzählbaren Anfang. Es bleibt uns nichts anderes übrig als weiter zu träumen.

LITERATUR

1 Freud, Sigmund (1900a). Die Traumdeutung. Gesammelte Werke, Bd II/III. Frankfurt: Fischer; Studienausgabe Bd II.

2 Lacan, Jacques; (1978). Seminar IX, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Olten: Walter.

5 Cohen, Daniel (1991). The Encyclopedia of Ghosts. (Erstausgabe 1984). New York: Avon Books.

7 Brunvand, Jan Harrold (1983). The Vanishing Hitchhiker. Urban Legends and their Meaning. London: Picador/Pan Books.

8 Brednich, R.W. (1990). Die Spinne in der Yucca-Pflanze. München: Beck.

Bücher zur Traumdeutung

Für die Deutung von Träumen gibt es seit Jahrtausenden spezielle Bücher. Seit hundert Jahren übertrifft Sigmund Freuds «Traumdeutung» diese an Wirkung. Einerseits ist Freuds Werk von Einflüssen klassischer Bildung geprägt, andererseits trennt es sich vom traditionellen Umgang mit Träumen, wie er sich bis ins Altertum zurückverfolgen lässt.

VON BEAT NÄF

Eigentlich ist die Benützung von Traumdeutungsbüchern nichts Selbstverständliches. Träume beschäftigen Menschen im Schlaf und in der Phantasie manchmal so sehr, dass ihr Erleben allein reich genug scheinen könnte. Doch, was erlebt wird, wird auch erzählt. Und kaum beginnt die Erzählung durch Deutung verständlich zu werden, entstehen jene besonderen Situationen, in denen die Ungewöhnlichkeit und die Besonderheit des Erzählten mit wach gewordenen Erwartungen einhergehen.

Oft haben Traumerzählungen in Dichtungen Eingang gefunden. Manchmal hören wir, allein schon das Dichten sei Wirkung von Traumerleben. Und damit wären wir auch gleich bei Büchern, in denen nicht nur Traumberichte, sondern ebenso die Deutung von Träumen im Rahmen von Erzähltem eine beachtliche Rolle spielen.

Traumerzählungen und ihre Deutung sind indes ebenso wichtig in Religion, Wissenschaft, Politik und Alltag. Ob bei der persönlichen Selbstvergewisserung, im Gespräch zwischen Nahestehenden im kleinen Kreise oder bei Äusserungen mit dem Anspruch auf allgemeines und öffentliches Interesse: Immer wieder sind Texte entstanden, mit deren Deutung sich Bücher befassen, Bücher aus den verschiedensten Gebieten und Disziplinen. Denn Traumberichte sind schwieriger zu verstehen als andere Erzählungen. Sie geben Rätsel auf. Bei der Suche nach Lösung hoffen viele auf Hilfe. Und viele versprechen sie. Bücher als Produkte jahrtausendealter Anstrengungen, Träume zu erklären, sind Legion. Wie ist nun das Verhältnis eines Sigmund Freud zu seinen Vorläufern? Wie geht ein Meister der Traumdeutung mit den in Büchern und Bibliotheken überlieferten Erfahrungen in der Deutung der Träume um?

Beat Näf ist Professor für Alte Geschichte am Historischen Seminar der Universität Zürich.

Facetten einer langen Beziehung

Für Freud und die Welt, in welcher er lebte, galt die Epoche des Altertums als Fundus kultureller Orientierung. Kein Wunder finden wir bei ihm Formulierungen wie: «In den beiden den Traum behandelnden Schriften des Aristoteles ist der Traum bereits Objekt der Psychologie geworden.» Artemidor (2. Jh. n.Chr.) gilt ihm in einem Zusatz von 1914 als der Verfasser der «vollständigsten und sorgfältigsten Bearbeitung der Traumdeutung in der griechisch-römischen Welt».

Doch Freud hat ebenso die Unterschiede zu den antiken Deutern hervorgehoben. Seine Methode ist eine grundlegend neue. Was Artemidor angeht, ist sie nicht daraufhin angelegt, bedeutsame Symbole in den Träumen ausfindig zu machen und diese zu dechiffrieren, um damit etwas über die Zukunft auszusagen. Vielmehr erstrebt Freud die Aufdeckung des Unbewussten, zu dem die Träumer durch ihre eigene Deutungsarbeit gelangen sollen. Es kommt hinzu, dass sich Freud trotz zahlreicher Antike-Zitate weitgehend von der im Altertum etwa bei Cicero oder Tertullian greifbaren Tradition abwendet, einen Kanon bestimmter berühmter Traumbeispiele auszuwerten. Nur höchst selektiv behandelt Freud einige wenige der bis in die Neuzeit vielzitierten antiken Träume. Allerdings ist Freuds «Traumdeutung» nicht zu verstehen ohne die Kenntnis des Altertums: Auf Schritt und Tritt schreibt er in Auseinandersetzung mit den Prägungen klassischer Bildung.

Insgesamt haben wir in Freuds «Traumdeutung» ein Buch vor uns, das bis heute eine grosse Autorität ausübt. Es hat nur ein oberflächliches Interesse daran, die Konzeption vorangegangener, nicht zuletzt antiker Traumdeutungsautoritäten eingehender darzustellen. Dieser Vorgang hat sich in der Geschichte der Traumdeutung schon oft wiederholt. Wichtig war die eigene Deutung, nicht die Darstellung vorangegangener Analysetechniken.

Traumdeutungsbücher richten sich an Konsumenten, die auf die Deutung ihrer Träume hoffen. Der Deutende besitzt trotz dieser Hoffnung auf die Macht der Deutung nur eine fragile Autorität: Er ist der Kritik und mehr noch dem Zweifel ausgesetzt. Die Deutenden haben deshalb immer wieder ihre Autorität gestützt, indem sie ganz auf die eigene Methode bauten und deren Vorteile belegten. Dabei sind zeitgenössische oder frühere Traumdeutungsbücher zitiert worden, aber nicht mit dem Ziel, sie eingehend zu würdigen und so ein Bild ihrer Vorgehensweise zu geben, sondern um zu zeigen, was die Stärke der eigenen Position ausmacht.

Der Traum vom Pferd

Die grundsätzlichen Muster der Deutung von Träumen in den verschiedenen Epochen besitzen trotz Wiederholungen einzelner Elemente vielfältige Ausprägungen. Dies wird unter anderem

Johann Heinrich Füsslis «Nachtmahr», 1781 (Detroit, The Detroit Institute of Arts) entnahm die Anregungen für Pferd und Gnom vermutlich antiken Vorlagen.

dann deutlich, wenn wir uns auf ein bestimmtes Traumbild konzentrieren, zum Beispiel die Träume von Pferden.

Bei Freud spielt die Analyse von Traumsymbolen eine untergeordnete Rolle. Das Hauptinteresse gilt den unbewussten und verdrängten Wünschen der Träumenden. Durch Verdichtung, Verschiebung, bestimmte Darstellungsmittel, sekundäre Bearbeitung und auch Symbole – kurz: durch Traumarbeit – entsteht der manifeste Traum, der Traum, der erzählt wird. Bei der Ausführung dieser These zitiert Freud in einem Zusatz von 1914 einen literarischen Traum, in dem ein sich im Hafer wälzendes übermütiges Pferd auftaucht. Doch nicht das Symbol interessiert hier, sondern die Deutung dieser Traumdarstellung durch den Dichter.

Sehr viel mehr Aufmerksamkeit haben Pferdeträume in vielen modernen Traumdeutungsbüchern gefunden, die Traumsymbole zusammenstellen. Hier wird mitgeteilt, was Traumsymbole angeblich bedeuten. Julia und Derek Parker schreiben, Pferde würden zu den am häufigsten vorkommenden Tieren in Träumen gehören. Ein Traum vom Reiten auf einem Pferd könne Bezüge zum Sexualleben haben. Artemidor habe festgehalten, dass Frauen anscheinend häufiger von Pferden träumen als Männer.

Eine solche Aussage findet sich bei Artemidor freilich nicht, obwohl Artemidor in der Tat den Pferdeträumen einen längeren Abschnitt widmet. Aber die Absicht Artemidors ist es nicht, die Bedeutung von Traumsymbolen überhaupt zu geben. Gemäss Artemidor bedeuten Traumsymbole je nach Träumenden und ihrer sozialen und kulturellen Situation etwas anderes. So formuliert er: «Wie nun das Pferd den Träumenden trägt, auf dieselbe Weise wird sich ihm gegenüber die Gattin, die Geliebte, der Vorgesetzte, der Freund und das Schiff betragen.» Oder: «Wenn beispielsweise einer, der etwas von Traumdeutung versteht, entweder weil er Bücher über Traumdeutung gelesen oder mit Traumdeutern verkehrt hat oder Geschick bei Traumdeutungen besitzt, sich in eine Frau verliebt hat, wird er nicht die Geliebte sehen, sondern ein Pferd, einen Spiegel, ein Schiff, das Meer, ein weibliches Tier, ein Frauenkleid oder etwas anderes …» Von der Art und Weise, wie Traumdeuter in der Zeit Artemidors oder vor ihm gearbeitet haben, erfahren wir freilich kaum etwas. Zwar schöpfen wir aus ihm einen Grossteil unserer Kenntnis über eine ganze Zahl weiterer antiker Traumdeuter, doch es bleibt bei Namen und kärglichen Fragmenten, weil es Artemidors Anliegen war, die Vorzüge des eigenen Traumdeutungssystems zu belegen, und nicht, seine Konkurrenten zu würdigen.

Rezeption antiker Traumdeutungskunst

Artemidor ist es bei seiner eigenen Rezeption ähnlich ergangen. Wenn man ihn zum Ausgangspunkt neuer Handbücher machte,

verschwieg man sogar seinen Namen. Nicht nur im 20. Jahrhundert ist er regelmässig falsch verstanden worden oder in einem ganz anderen – als richtiger erachteten – Sinne gedeutet worden. Die lange Reihe der spätantiken und mittelalterlichen Traumdeutungsbücher, die an ihn anknüpfen, haben die von ihm vorgenommenen Erklärungen frei umformuliert. Die byzantinischen Volks-Traumbücher wie auch die verschiedenen Traumbücher im Westen unter dem Namen des Propheten Daniel lassen das Prinzip fallen, zu berücksichtigen, wer träumt und in welcher Situation die Träumenden sich befinden. Traumsymbole erhalten ihre festen Bedeutungen, wie zum Beispiel: «Weisse Pferde kündigen das Erscheinen von Engeln an» (Nikephoros 138). Das wichtigste griechische Handbuch aus der byzantinischen Zeit mit Wirkung auch im Bereiche des Islam, das Oneirokritikon des Achmet, ist demgegenüber zwar sehr viel ausführlicher und differenzierter, aber auch hier werden Artemidors Deutungen umgestellt (so Artemidor in Achmet 158).

Nicht anders benützte der italienische Renaissance-Gelehrte Girolamo Cardano Artemidor und mehr noch andere antike Autoren wie vor allem Cicero und Synesios. Ianos Laskaris hatte zwar 1492 ein griechisches Manuskript des Artemidor von Kreta nach Italien gebracht, das bald darauf ediert und sowohl ins Latein als auch in mehrere moderne Sprachen übersetzt wurde. Doch Cardanus kritisierte die Methode Artemidors in seinem umfangreichen Werk «Synesiorum somniorum omnis generis insomnia explicantes, libri I» (Basel 1562 und 1585, dt. 1563) ziemlich pauschal, und was die Pferde betrifft, so äussert er sich über sie in einem Kapitel «De quadrupedibus»: «Wer von Pferden und anderen Tieren in Ketten träumt, hat mit drohender Haft zu rechnen.»

Wir könnten nun das Schicksal von Artemidors Pferdeträume-Deutungen in der neuzeitlichen Traumdeutungsliteratur weiterverfolgen – Schriften, welche mit all ihren Variierungen noch immer aufgelegt werden; aber kehren wir ins Altertum zurück. Die Bedeutung von Pferden in Träumen ist nicht nur in Büchern zur berufsmässig ausgeübten Traumdeutung so vielfältig wie das Traumerleben selbst, auch in Büchern weiterer Wissenschaften, die sich mit Träumen befassen, finden wir unterschiedliche Äusserungen.

Der Philosoph Aristoteles (4. Jh. v. Chr.) beispielsweise interessierte sich nicht für die Traumsymbole, sondern für die physischen und psychischen Vorgänge in Schlaf und Traum. Skeptisch gegenüber den Möglichkeiten der zu seiner Zeit durchaus verbreiteten Traumdeutung – auch mit Hilfe von Traumdeutungsbüchern – meinte er geradezu ironisch, es müsse von Vorteil sein, die verzerrten Bilder im Traum zu erkennen, also beispielsweise ein Pferd als solches zu sehen. Eine solche Erfahrung komme aber gerade nicht bei den vernünftigsten Menschen vor. Ähnlich ablehnend gegenüber den Möglichkeiten der Traummantik führte Lukrez (1. Jh. v. Chr.) Träume von Pferden auf Wacherlebnisse zurück.

Die Macht der Traumdeutung

Historiker fühlten sich häufig verpflichtet, bedeutsame Träume in ihren Werken festzuhalten. Der wohl berühmteste Pferdetraum findet sich bei Cassius Dio: Der spätere römische Kaiser Septimius Severus habe davon geträumt, wie ein grosses edles Ross, geschmückt mit dem kaiserlichen Zaumzeug, seinen Vorgänger Pertinax am Rande des Forums in Rom abwarf und danach ihn selbst auf das Forum trug. Der Herrscher liess daraufhin diesen Traum in Bronze giessen und auf dem Forum aufstellen. Selbstverständlich hätte sich der Herrscher vor den Möglichkeiten einer Deutung, wie sie die Äusserungen Artemidors eröffnet hätten, verwahrt. Der Sinn des Traumes war klar, und zweifellos sorgte auch eine vom Kaiser autorisierte Schrift des Cassius Dio für seine Verbreitung.

Die Bedeutung eines Pferdetraumes verstand auch der zu seiner Zeit berühmte Redner Ailios Aristeides (2. Jh. n. Chr.), der auf Geheiss des Heilgottes Asklepios zahlreiche Traumberichte festhielt. Aristeides diskutierte seine Träume sowohl mit dem Personal der Asklepios-Heiligtümer als auch mit Kollegen und hielt von professionellen Traumdeutern wie Artemidor wenig. Demgegenüber vertraute er auf die Offenbarung und Fügung seines Gottes Asklepios. In einem seiner Träume zu einem Zeitpunkt heftiger Krankheit sah er sich in einer Notsituation, nämlich auf einem Floss im Meere treibend. Da erblickte er seinen Erzieher mit einem Pferd am Lande. Daraufhin konnte er dieses Pferd in Empfang nehmen. Die Bedeutung des Traumes erwies sich am nächsten Tage: Obwohl zuvor krank, konnte Aristeides auf einem Pferde in besserer Verfassung davongaloppieren.

Die Hoffnungen auf die Macht der Traumdeutung, deren Notwendigkeit und Faszination, die Potenz und Machtlosigkeit des Deutens waren Faktoren, welche dazu geführt haben, vorangegangene Deutungen beiseite zu schieben. Zu einem Monopol einer Deutung ist es bisher nie gekommen, und trotz des grossen Einflusses der Autorität Freuds, deren Deutungsmacht zweifellos auch ins neue Saeculum hineinreicht, wird dies vermutlich auch weiterhin so bleiben.

Die Quellen des Traums

Träume beeindrucken uns immer wieder. Wir können nicht vorhersehen, womit sich ein Traum beschäftigen wird, welches Traumthema er aufgreifen wird, welche Traumgeschehnisse und Traumszenen sich abspielen werden. Wir erleben uns im Traum eingebunden in neuen Situationen, deren Wirklichkeit wir in der Traumerfahrung selbst nicht hinterfragen, deren Fremdartigkeit jedoch im Wachen erstaunt und fasziniert.

VON BARBARA MEIER FABER

Wenn wir Träume genauer aufschlüsseln, wenn wir Bestandteile der Traumgeschichten zu benennen suchen, dann finden sich vielfache Bezüge der Traumeindrücke zu unserem Alltag: Elemente aus unserer aktuellen Alltagswirklichkeit und Elemente aus unserer Geschichte sind in den Traum verwoben. In seinen Darstellungen lässt der Traum Themen anklingen, die uns im Wachen beschäftigen, Traumsituationen evozieren Stimmungen, die wir in der Wachrealität verankern können. Die Bausteine der Träume sind uns vertraut aus dem Wachen, sie stammen alle aus unserem individuellen Gedächtnisschatz von Erfahrenem und Gewusstem.

In den geträumten Szenen setzt sich jedoch unser Tagerleben nicht einfach wirklichkeitsgetreu fort, in den geträumten Szenen lebt Alltag nicht einfach eins zu eins wieder auf – Träume schaffen neue Erfahrungen. Neu sind dabei nicht die einzelnen Elemente, Versatzstücke, Bausteine, neu ist die Art und Weise, wie sie im Traum zusammengefügt werden. Uns überraschend, befremdend, faszinierend sind die vielfältigen Kombinationen der Bestandteile, ihr Zusammenbinden in neuen Kontexten. Träume spiegeln Wacherfahrung in schöpferischer Umgestaltung, Vertrautes wird zu Neuem und Fremdartigem zusammengefügt.

Dr. phil. Barbara Meier Faber ist Psychologin in freier Praxis.

Woher die Träume kommen

Die Quellen des Träumens sind die Erfahrungen des Wachens, und zwar ausnahmslos. Wir als Träumende erfinden unsere Träume. Die Quellen aller Traumentwürfe sind deshalb in unserem Gedächtnis aufzufinden. Dies beschreibt F.W. Hildebrandt bereits vor 125 Jahren in seiner psychologischen Studie «Der Traum und seine Verwerthung für's Leben»:

«Was der Traum auch irgend biete, er nimmt das Material dazu aus der Wirklichkeit und aus dem Geistesleben, welches an dieser Wirklichkeit sich abwickelt. Freilich pflegt er nur Bruchstücke derselben aufzugreifen und mosaikartig zusammenzufügen oder kaleidoskopisch unter einander zu werfen. Er zupft aus dem Teppich des Lebens einzelne Fäden aus, – oft die feinsten, verstecktesten und unscheinbarsten, – um sie in ein buntes und lockeres Gewebe nach seiner Art zu verflechten, und übt dabei allerlei Licenzen, welche der Wirklichkeit und ihrer Logik in's Angesicht schlagen. Er bringt zusammen, was factisch räumlich und zeitlich weit getrennt liegt, und zerreisst, was in der wirklichen Welt eine concrete Einheit bildet. Aber wie wunderlich er's damit treibe, er kann doch eigentlich niemals von der realen Welt los, und seine sublimsten wie possenhaftesten Gebilde müssen immer ihren Grundstoff entlehen von dem, was entweder in der Sinnenwelt uns vor Augen getreten ist, oder in unserem wachen Gedankengange irgendwie bereits Platz gefunden hat, mit andern Worten, von dem, was wir äusserlich oder innerlich bereits erlebt haben.» (Hildebrandt, 1875).

In verschiedenen Untersuchungen im Schlaflabor haben wir uns im Rahmen unserer phänomenologischen Traumforschung systematisch auch mit der Frage befasst (Strauch und Meier, 1992; 1999), nach welchen Gesetzmässigkeiten der Traum «aus dem Teppich des Lebens die Fäden zupft»: Welche Bausteine aus der Fülle unserer biographischen Erfahrungen und unseres Wissens über die Welt finden in die Träume Eingang? Welche Inhalte und Themen werden in Träumen aufgegriffen? In welcher zeitlichen Beziehung stehen Trauminhalte und Wacherfahrung?

Rest des Tages oder Manifest?

Wir haben dabei zwei Forschungsstrategien verfolgt: Einmal haben wir es unternommen, aufzuspüren, wie Anregungen aus dem Wachen im Traum verarbeitet werden. Wir haben den Einbezug von Aspekten der Vorschlafsituation, die Umgestaltung von persönlichen Anliegen, Sorgen, Hoffnungen, das Aufgreifen von während des Schlafens präsentierten Signalen in den nachfolgenden Träumen nachzuzeichnen versucht. Der Traum erwies sich dabei mehrheitlich gegenüber solchen Beeinflussungsversuchen autonom, manifeste Verknüpfungen mit dem Wachen oder von Träumenden erkannte Bezugnahmen zu ihrem Alltag waren zwar zu erkennen, aber umfassten nur Teile der Traumgestaltungen und -geschehnisse. Das Repertoire der Wacherfahrungen, aus welchem der Traum schöpfen kann, lässt sich offenbar durch bewusste Agebote und Auswahlen nur wenig einschränken beziehungsweise die schöpferischen Darstellungen und Abwandlungen können sich so weit von den Anregungen aus dem Wachen entfernen, dass ein Bezug nicht mehr einfach abzulesen ist.

Deshalb haben wir den Zugang zu Traumquellen auch auf einem weiteren Weg gesucht: Wir haben mit Hilfe unserer Träumenden Bestandteile ihrer Träume auf den individuellen Lebensachsen zeitlich verankern lassen. Sind Träume mehrheitlich von Inhalten geprägt, die erst kürzlich, am Vortag, als Tagesreste, aktiviert worden waren? Sind es eher frühere Erfahrungen, die Eingang in die Träume finden? Oder umspannen Traumquellen gleichmässig einen grossen Zeitbogen in der Lebensgeschichte?

In diesen Studien wurden unsere Versuchspersonen nach einer Nacht im Schlaflabor mit Traumweckungen gebeten, für die in ihren Träumen auftretenden Figuren, die Kulissen der Traumhandlungen, die auftauchenden Traumgegenstände zunächst einmal festzuhalten, ob sie sie spezifisch aus ihrem persönlichen Erfahrungsschatz identifizieren konnten.

Die Untersuchung zeigte, dass vor allem Figuren, die im Traum eine zentrale Rolle innehatten, episodisch datierbar waren, während dies bei «Traumstatisten» viel seltener der Fall war. Auch im Vergleich zu den Traumorten und den Traumgegenständen war der Anteil an Elementen, die aus dem semantischen Wissensschatz der Träumenden über die Welt im Allgemeinen stammten, ebenfalls grösser bei den aktiv in Erscheinung tretenden Traumpersonen.

Die Anordnungen der Traumelemente auf den individuellen Zeitachsen macht deutlich, wie wichtig zeitliche Nähe für die Traumquellen ist. 29,5 Prozent der im Traum auftretenden Personen, 21,8 Prozent der Traumszenerien und 31 Prozent der Traumgegenstände waren unmittelbar am Vortag Erlebtes. Zählt man die erinnerten Vergegenwärtigungen an Personen, Orten und Dingen hinzu, dann erhöht sich die Zahl der Tagesreste auf 50,7 Prozent für Traumpersonen, 36,7 Prozent für Traumsettings und 41,8 Prozent für die Traumobjekte.

Foto: Keystone

Träume sind Erinnerungen an den Alltag. Welche Eindrücke der Traum jedoch aufgreift, bleibt weitgehend unbeantwortet.

Der Vortag überwiegt

Träume greifen also für ihre Akteure, Kulissen und Requisiten häufig auf erlebte oder vergegenwärtigte Tagesreste zurück. Je weiter zurück wir auf der Zeitachse der Begegnungen in Realität und der gedanklichen Aktivierung gehen, desto geringer wird der Anteil der Traumbausteine, die zwischenzeitlich im Wachen nicht irgendwie doch aktiviert waren oder blieben. Das Fenster der datierbaren Traumquellen weitet sich zwar für die untersuchten Träumenden bis in eine frühe Vergangenheit, doch sind es die unmittelbareren Eindrücke und Verarbeitungen aus dem Wachen, die das Gros der manifesten Traumelemente stellen.

Auch wenn wir auf der Ebene der im Traum behandelten Thematik die Träumenden nach Bezügen zum Wachen fragen, findet sich die Vorrangstellung des Vor-

Letzte Begegnung in Realität

	Vortag	2–4 Tge.	Woche	1–2 Wo.	Monat	–6 Mte.	Jahr	5 J.	–10 J.	–20 J.	>20 J.
REM	28,2%	19,8%	9,5%	14,3%	11,1%	7,5%	1,6%	5,0%	0,6%	0,2%	0,4%

Letzte gedankliche Aktivierung

	Vortag	2–4 Tge.	Woche	1–2Wo.	Monat	–6 Mte.	Jahr	–5 J.	–10 J.	–20 J.	> 20 J.
REM	44,4%	21,4%	5,4%	10,5%	8,3%	4,4%	0,8%	2,4%	0,2%	0,2%	0,6%

Erster Kontakt in der Lebensgeschichte

	Vortag	2–4 Tge.	Woche	1–2 Wo.	Monat	–6 Mte.	Jahr	–5 J.	–10 J.	–20 J.	> 20 J.
REM	2,0%	2,2 %	1,6 %	1,2%	2,0%	6,9%	2,6%	20,0%	10,5%	34,1%	14,7%

Traumelemente in ihrem Zeitbezug zur Lebensachse der Träumenden. Datierung von 504 REM-Elementen (227 Personen, 119 Szenerien, 158 Gegenständen) in Bezug auf «letzte Begegnung», «letzte Vergegenwärtigung», «früheste Erinnerung».

tages bestätigt: In 41,2 Prozent der Träume sahen unsere Versuchspersonen eine reale Begebenheit des Vortages bearbeitet. Dieser Anteil erhöht sich auf 64,2 Prozent, wenn auch die Verknüpfungen der Traumthemen zu innerlich Erlebtem dazugezählt wurden.

Interessanterweise meint jedoch zeitliche Nähe der Traumelemente zu Erfahrungen des Vortages nicht auch inhaltliche Neuheit: Bei den meisten dieser Tagesreste handelte es sich um Elemente, die den Träumenden bereits seit langer Zeit vertraut und bekannt sind. Der Traum baut demnach nicht in erster Linie neue Erfahrungselemente aus dem Wachen in seine Geschichten ein, sondern er greift bevorzugt auf ältere, vertraute Inhalte zurück, die jedoch kürzlich wieder durch Kontakt oder Erinnerung hervorgehoben wurden.

Wichtige Quellen des Traums sind also Elemente, die auch einem wachen Zugriff zugänglich sind und es kürzlich auch waren. Wachen und Träumen stehen in Kontinuität, das Material der Träume ist die Erfahrung des Wachens. Offen bleibt die Frage, nach welchen Kriterien der Traum gerade diese Ausschnitte aus dem im Wachen in Gedanken und Handlungen kürzlich Erfahrenen auswählt, welche Eindrücke aus dem Alltag er in Traumgeschehnisse umsetzt und einbaut. Tut er dies nach ihrer persönlichen Bedeutsamkeit, nach der wirklichkeitsgetreuen Passung in den laufenden Traumkontext oder nach der metaphorischen Qualität und dem Freiheitsgrad?

LITERATUR

Strauch, I., Meier, B. (1992): Den Träumen auf der Spur. Ergebnisse der experimentellen Traumforschung. Bern: Huber.

Strauch, I., Meier, B. (1999): 20 Jahre Traumforschung. Studierende entdecken die Welt der Träume und Phantasien. Bericht Nr. 46 aus der Abteilung Klinische Psychologie, Psychologisches Institut, Universität Zürich.

Träumen, Denken – Traumdenken

Der Mensch steht im ständigen Wechsel von Wachheit und Schlaf, von äusseren Einflüssen und innerer Realität. Wenn er träumt, filtert sein Gehirn die neuen Informationen und koppelt sie mit bereits vorhandenem Wissen, dem Gedächtnis. Während des Schlafes hat das Gehirn Zugriff auf Erinnerungen von Ereignissen und kognitiv-emotionalen Strategien, die während früherer Entwicklungsstufen erworben und kreiert wurden. Dies erlaubt uns, Emotionen grosszügiger zu verarbeiten.

VON MARTHA KOUKKOU UND DIETRICH LEHMANN

Natürlich weiss jeder, was ein Traum ist, wir träumen ja alle. Man sagt, Träume seien bizarr und wirklichkeitsfern. Es liegt aber nahe, dass bizarre Träume einfach besser erinnert werden und mehr zu reden geben als triviale Träume. In repräsentativen Sammlungen haben Träume eine vorwiegend triviale Charakteristik und bringen «Tagesreste» hervor. Da man jedoch davon ausging, dass Träume lediglich Erinnerungen beim Wecken aus dem Schlafstadium REM, nicht aber beim Wecken aus anderen Schlafstadien sind, beschäftigten sich viele Traummodelle ausschliesslich mit der REM-Schlafphysiologie. Die Traumerinnerung ist zwar besser nach dem Wecken aus REM, aber komplette und bizarre Träume werden auch schon beim Wecken kurz nach dem Einschlafen erinnert, lange vor jeder REM-Phase.

Man teilt den Schlaf auf Grund der Hirnstrommuster (der hirnelektrischen Aktivitätskurven, des Elektro-Enzephalogramms = EEG) und anderer physiologischer Merkmale in Stadien ein. Grob unterteilt gibt es Stadien mit schnelleren und mit langsameren EEG-Wellen, die sich in einer etwa 90-Minuten-Periodik wiederholen. Ab der zweiten Periode gibt es im Schlaf mit schnelleren EEG-Wellen auch rasche Augenbewegungen, die Rapid Eye Movements (REM).

Wir betrachten die subjektiven Erlebnisse im Schlaf ohne Vorauswahl, wie schon Aristoteles: «Träumen ist Denken im Schlaf», kognitiv-emotionale Mentation im Schlaf. Ein komprehensives Modell der Traumentstehung muss alle Qualitäten der Träume behandeln. Träume sind nicht nur anders als das, was als «Wachdenken» Erwachsener sozial akzeptiert ist, nämlich schwer erinnerbar, diskontinuierlich, ohne Realitätskontrolle («bizarr»), visualisierend und ohne Selbstreflektion des Bewusstseins; sie sind auch oft, wie gesagt, dem Wachdenken sehr nahe.

Interaktion zwischen Wachheit und Schlaf

Theorien über Traumentstehung entwickelten sich parallel zu Theorien über andere menschliche Erfahrungen: von aussen gelenkten, durch fremde Agenten eingegebenen, zu innen gesteuerten, im Hirn des Träumers entstandenen Konstrukten. Traum ist Hirnarbeit. Hirnarbeit ist Bearbeitung und – durch Kombinationen – Neugenerierung von Information. Das Hirn ist ein selbstorganisierendes, lernendes System. Das von ihm kontrollierte Verhalten wird durch die individuelle Biographie entwickelt. Durch externe oder interne Signale ausgelöst, werden Erfahrungen im Hirn generiert und, wenn angebracht, interpretierend nach aussen projiziert. Nicht alle Projektionen nach aussen sind berechtigt und wirksam: Bestrafung des Überbringers schlechter Nachrichten lohnt nicht; eine wichtige Quelle falschen Verhaltens ist unangebrachte Projektion.

Das Hirn arbeitet wachend und schlafend immer mit den gleichen Grundregeln, nämlich: (1) dauernd: Auch aus dem Schlaf ist man durch wichtige Information selektiv weckbar, zum Beispiel im legendären «Ammenschlaf»; (2) zustandsabhängig: Der funktionelle Hirnzustand und damit Denken, Emotionen und Handlungen sind anders im Schlaf als im Wachen, anders beim Kind als beim Erwachsenen, anders unter Drogen als nüchtern; (3) schnell: In Sekundenbruchteilen werden neue Gedanken gefasst, Emotionen erlebt, reagiert; (4) parallel für präattentive und automatische Bearbeitungsfunktionen, sequentiell für bewusste Bearbeitungsschritte und (5) in kleinen zeitlichen «Paketen» gequantelt.

Menschliches Verhalten entsteht aus der ständigen dynamischen Interaktion mit den externen und internen Realitäten während Wachheit und Schlaf; es wird durch die Funktionen des Gehirns generiert, die Informationen verarbeitenden Hirnprozesse. Sie kreieren ständig ein multimodales und multidimensionales neuronales Modell der jeweiligen externen und internen Realitäten durch Interaktion zwischen neuen Informationen und dem momentan zugänglichen, früher erworbenen und kreierten Wissen. Dies ist der aktivierte Teil des neuronalen Netzwerks, gleichgesetzt mit dem im EEG

Prof. Dr. med. Martha Koukkou ist Psychiaterin und Neurophysiologin. Sie lehrt an den Universitäten Bern und Zürich und arbeitet über Gehirn und Verhalten am Universitätsspital für Klinische Psychiatrie in Bern.

Prof. Dr. med Dietrich Lehmann arbeitet am KEY Institute for Brain-Mind Research, Psychiatrische Universitätsklinik in Zürich, und im Psychophysiologie-Labor, Institut für Grenzgebiete der Psychologie in Freiburg i. B., Deutschland

messbaren funktionellen Hirnzustand und dem Inhalt des Arbeitsgedächtnisses. Die Informationsbewertung extrahiert die individuelle momentane Bedeutung der Information im Lichte des momentanen Inhalts des Arbeitsgedächtnisses, gefolgt von der Selektion und Initiation der nötigen und verfügbaren kognitiv-emotionalen Strategien und damit der funktionellen Adaptation des Verhaltens (Gedanken, Entscheidungen, Emotionen, Vorstellungen, Handlugen). Dieses Resultat wird intern und extern rückgekoppelt und ist zusammen mit neu ankommender Information Input für den nächsten Zyklus. Alle Funktionen sind biographie- und kontextgesteuert und reflektieren die Menge und Qualität des individuellen Wissens. Es ist zu betonen, dass lebende Systeme wie der Mensch Information aktiv durch Suchstrategien beschaffen.

Funktionelle Hirnzustände

Die Schlüsselrolle für alle Hirnarbeit hat der momentane funktionelle Hirnzustand. In jedem Alter und Moment wird seine Variationsbreite definiert durch die Vigilanz und den metabolischen, hormonellen und Transmittoren-Zustand. Altersabhängig ist die Zunahme der Vernetzung in den kortikalen Gebieten (Synapsen, Dendriten, Myelinisierung). Sie entspricht der Zunahme der Gedächtnisrepräsentationen, der Bildung des assoziativen Gedächtnisses und der Komplexität der assoziativen Verbindungen. Auf einer Skala von weniger zu mehr Organisationshöhe kann der momentane funktionelle Zustand weniger komplex (z. B. Wachheit in der Kindheit; Schlaf) oder mehr komplex (z. B. Wachheit des Erwachsenen; Aufmerksamkeit) sein.

Der momentane funktionelle Zustand definiert also die Komplexität des momentan aktivierten Arbeitsgedächtnisses und damit den optimalen Zugang zum zustandszugeordneten Teil des Langzeitgedächtnisses mit den dort verfügbaren biographie-generierten Informationen und Bearbeitungsstrategien. Durch den momentanen Zustand wird so ein bestimmter kognitiv-emotionaler und Verhaltensstil verfügbar: der momentane funktionelle Zustand bestimmt das Schicksal der zu bearbeitenden Information. Information wird ständig bearbeitet.

Die wissensgesteuerten Informationen verarbeitenden Hirnprozesse adaptieren laufend den momentanen funktionellen Zustand und damit das Arbeitsgedächtnis: Wenn die nicht bewussten, automatischen und parallel laufenden «präattentiven Analysen» wichtige oder neue Informationen erkennen, wird ein höheres Komplexitätsniveau eingestellt – im Schlaf gegebenenfalls bis zum Erwachen. Wichtige Information wird auch in der eigenen Erinnerung gefunden: «Plötzlich lief es mir heiss den Rücken runter: Mir fiel ein…», und wichtige Information («neue Idee») kann auch aus vorher nicht zusammengehörenden erinnerten Informationen kreiert werden. Hingegen, wenn momentan unwichtige Information erkannt wird, bleibt der Zustand unverändert. Die Zustand-Herabregulierung geschieht zur geringst benötigten Komplexität, die jeden Augenblick neu bestimmt wird durch die präattentiven Analysen der gerade anstehenden Informationen.

Wirkung auf die Erinnerung

Der momentane Zustand führt zur Speicherung einer Erfahrung auf dem zustandszugehörigen Komplexitätsniveau des aktivierten neuronalen Netzwerks. Erinnerung ist optimal, wenn der gleiche Zustand wie bei Speicherung besteht. Aus tiefer organisierten Hirnzuständen kann in höheren Komplixitätsebenen gespeicherte Information recht gut abgerufen werden. Umgekehrt ist dies jedoch nur aus benachbarten Komplexitätsniveaus möglich («Asymmetrie der Erinnerung»). Zum Beispiel erinnert man im Schlaf oft kürzlich Erlebtes (Tagesreste) und man kann Anweisungen folgen, die vor dem Einschlafen gegeben wurden. Umgekehrt dagegen ist während der Wachheit die Erinnerung an im Schlaf Erlebtes sehr schwierig, wie zum Beispiel an Träume oder an Erfahrungen beim Schlafwandeln (das im Nicht-REM-Schlaf geschieht). Ein anderes Beispiel ist die klassische Kindheitsamnesie, die Erinnerungslosigkeit für die frühe Kindheit. Die Erfahrungen wurden in einem für Erwachsenenwachheit zu wenig komplexen funktionellen Zustand gespeichert. Die asymmetrische Zustandsabhängigkeit der Erinnerung ist besonders auffallend im Stress, etwa im Examen: In Ruhe Gelerntes ist in Examensaufregung nicht erinnerbar, jedoch nach Examensende wieder verfügbar.

So macht auch Erhöhung des Komplexitätsniveaus – wegen der Asymmetrie der Erinnerung – genau das Erinnerungsmaterial, welches die Erhöhung verursachte, nicht mehr verfügbar zur weiteren Bearbeitung. Dies beschreibt die Psychoanalyse als «Verdrängung». Nach Entspannung im ungefährlichen Setting der Therapie kann es gelingen, das auf tieferem Niveau gespeicherte, alarmierende Material dem Wachbewusstsein zugänglich zu machen. Ein allwissender «Zensor» ist für Verdrängung nicht nötig: Die immer gleich arbeitenden präattentiven wissensgesteuerten und zustandsabhängigen Hirnmechanismen leisten die primäre Sortierung der Infor-

mation und Adjustierung des Zustandes. Dies führt zum Einspeisen der Information in den Bewusstseinskanal oder zur weiteren Bearbeitung in automatischen Modi und zum Öffnen oder Schliessen des Zugangs zu bestimmten Erinnerungsgebieten.

Wachheit und Schlaf

Der momentane funktionelle Zustand kann mit vielen Messparametern erfasst werden, z. B. Mapping der Hirndurchblutung oder Neurotransmittoren, Verhaltenswerten, und subjektiven Erfahrungen. Für kognitiv-emotionale Prozesse, die in Sekundenbruchteilen ablaufen, ist als Parameter das EEG besonders geeignet; es ist ohne Eingriff gefahrlos («nichtinvasiv») kontinuierlich messbar, bietet grösste Empfindlichkeit für Zustandsänderungen und hat die für Denk- und Emotionsstudien nötige hohe Zeitauflösung bis zu Millisekunden.

Das EEG wird primär in Wellenkurven dargestellt. Die Komplexität des momentanen Organisationsgrades des Hirns ist in erster Näherung durch die Zahl der EEG-Wellen pro Sekunde oder durch die Dimensionalität (Korrelationsdimension) reflektiert.

Das EEG reflektiert sehr empfindlich den Wachheitsgrad: Ein aufgeregter Erwachsener hat niedrige rasche Wellen, etwa 14 bis 20 pro Sekunde, bei Entspannung typisch etwa 10 Wellen pro Sekunde, im Einschlafstadium und später im REM treten langsamere (etwa 6 pro Sekunde) Wellen auf, und Tiefschlaf zeigt noch langsamere (etwa 3 pro Sekunde) Wellen.

Die dominante Wellenfrequenz des Wachheits-EEG verändert sich systematisch mit der Entwicklung, entsprechend der Zunahme der Komplexität der Vernetzung. Wache Neugeborene haben viele sehr langsame EEG-Wellen, bei Kleinkindern dominieren etwa 4 bis 6 Wellen pro Sekunde. Mit der Entwicklung beschleunigt sich das EEG und ist mit etwa 20 Jahren – individuell recht verschieden – als Erwachsenen-EEG ausgebildet.

Das EEG zeigt also, dass während des Schlafs mehrfach Zyklen funktioneller Regression in Richtung auf einfachere Hirnfunktionsorganisation auftreten. Das Wach-EEG des Kindes entspricht etwa in dominanten Zügen dem Nicht-REM-Schlaf-EEG des Erwachsenen. Aus der Sicht der Zustandsabhängigkeit der Denkstrategien und Kontexterinnerungen geht also der Schläfer mehrfach in der Nacht durch seine Biographie.

Denkbausteine

Die periodisch mehrfach auftretenden Schlafstadien werden mittels der EEG-Kurven-Muster in Abschnitten von je 30 Sekunden klassifiziert. Genauere Prüfung zeigt innerhalb der 30 Sekunden-Abschnitte «spontane» Wechsel des funktionellen Zustandes. Dies ist natürlich, da Reaktionen auf Ereignisse, Denkschritte und neue Einfälle ja im Subsekundenbereich ablaufen. Segmentierung, basierend auf stabilen hirnelektrischen Potentiallandschaften, identifiziert Mikrozustände, die typisch 80 bis 250 Millisekunden dauern. Verschiedene Potentialverteilungen müssen durch Aktivität verschiedener Populationen von Hirnnervenzellen produziert worden sein, demnach wohl verschiedene Funktionen ausführen. Die Mikrozustände könnten also das Alphabet des Denkens sein, seine Bausteine. Dies wurde in Tagtraumsituationen bestätigt: Versuchspersonen hatten signifikant verschiedene hirnelektrische Landschaften vor Berichten visueller Erinnerungen und abstrakter Gedanken. Demnach können Mikrozustände einzelnen Gedanken entsprechen, könnten «Atome des Denkens» sein; der «Strom des Bewusstseins» besteht aus trennbaren Mikrobausteinen.

Modell der Traumentstehung

Das Modell betrachtet die funktionellen Zustände im Schlaf des Erwachsenen als funktionelle Regressionen der Hirnorganisation auf weniger komplexe, kindheitsverwandte Niveaus, nicht wegen entwicklungsbedingten strukturellen Beschränkungen wie beim Kind (Synapsendichte), sondern durch funktionelle Veränderungen der Verschaltung. Die vielen kurzen Wechsel des Zustands geben im Schlaf durch die Zustandsabhängigkeit aller Hirnarbeit wiederholt die Aktivierung älterer Gedächtnisrepräsentationen mit ihren biographiebedingten Fakten und Bearbeitungsstrategien frei. Das Arbeitsgedächtnis hat so multiple selektive Fenster zum Langzeitgedächtnis, die im Schlaf breiter sind als im Wachen (Erinnerungsasymmetrie). Fenster zu niedriger organisierten Niveaus erlauben, die asymmetrisch abrufbaren neueren Erfahrungen im Lichte früherer, weniger stringenter kindheitsähnlicher Strategien zu bearbeiten und mit älteren Erfahrungen zu vergleichen. Gleichermassen ist in diesen weniger komplexen funktionell veränderten Zuständen mit langsamen EEG-Wellen die Rekursivität des erwachsenen Bewusstseins eingeschränkt, vergleichbar der Kindheit.

Dass die klassischen EEG-Schlafstadien während des Schlafs etwa periodisch wiederkehren, impliziert gemäss unseren obigen Überlegungen eine vorgegebene Gedächtnisdurchsuchung; die Grobsuche wird massiv modifiziert durch die sehr grosse Zahl laufender kleinerer Anpassungen des funktionellen Zustandes (Update des Arbeits-

gedächtnisses) an die jeweiligen Bedürfnisse und an die biographiebasierte Relevanz der Information. Die individuelle Biographie ist entscheidend: Erinnerung an Berge z. B. kann begeisternd oder unerfreulich sein.

Die zahlreichen Anpassungen des funktionellen Zustands und die Asymmetrie der Erinnerung erklären sowohl die «klassischen» als auch die trivialen Charakteristika der Träume: (1) Die Diskontinuität der Traumerlebnisse; immer wieder andere «Speicherorte» bringen andere Informationen und Strategien. (2) Die Realitätsferne etlicher neuer Konstrukte wird durch die kindheitsähnlichen Strategien erklärt; da diese regredierten Strategien aber in einem erwachsenen Hirn reimplementiert werden, ist kein identisches Resultat zu erwarten. (3) Die Schwererinnerbarkeit ist durch zustandsabhängige, asymmetrische Erinnerung bedingt: REM-Schlaf mit seinen schnellen EEG-Wellen gibt als wachheitsnächster funktioneller Zustand die besten Voraussetzungen für Erinnerung in Wachheit; aber auch in Nicht-REM-Stadien gibt es viele Episoden mit schnellen Wellen, die Möglichkeit für Wacherinnerung schaffen. (4) Die visuelle Charakteristik der Träume entspricht weniger komplexen Zuständen, wie sie bei wachen Kleinkindern mit ihren eidetischen Talenten beobachtet werden. (5) Die fehlende Selbstreflexion des Erlebens dürfte der frühkindlichen Selbsterfahrung entsprechen.

Zweck der Träume

Die Frage nach dem Zweck der Träume ist verschränkt mit der Frage nach dem Zweck des Schlafes. Projizierende Theorien über den Zweck der Träume sind selbstzentrierten und selbst organisierten Konzepten gewichen.

Freud meinte, dass Träumen den Zweck hat, den Schlaf zu hüten, indem störende, aber nicht gefährliche Aussen- und Inneninformationen «traumartig» umgestaltet und so entschärft werden. Der Schlaferhaltungsmechanismus wurde mehrfach mit Darbietung von Ausseninformation experimentell nachgewiesen. Die bedeutungsgetriebene selektive Ausblendung oder aber Akzeptanz der Stimuli, zum Beispiel präferentielles Erwachen auf eigenen Namen, kann in der Tat nicht mit genereller Erhöhung oder Erniedrigung der Weckschwelle erreicht werden.

Unser Zustandswechselmodell der Traumentstehung passt zu den Überlegungen über den Zweck des Schlafes, welche die Restaurierung der synthetisierenden Hirnfunktionen und die Reorganisation des Wissens (Problemlösung) betont haben (adaptive Funktionen). Die EEG-Veränderungen im Schlaf reflektieren die dynamische Adaptation der Hirnfunktion an die Notwendigkeiten der restaurativen und adaptiven Schlaffunktionen. Die Abfolge der Nicht-REM- und der REM-Schlafstadien ist ein inneres Grundprogramm, womit (1) Veränderungen (im Vergleich mit Wachheit: Abnahme) des funktionellen Komplexitätsniveaus stattfinden, auf dem die Erinnerungen aktivierbar sind, und womit (2) wiederkehrend ein funktioneller Hirnzustand installiert wird, das REM-Stadium, dessen EEG-Charakteristika beim Erwachsenen am ähnlichsten dem Wachheits-EEG sind und daher Erinnerung in Wachheit begünstigen. Innerhalb dieses Grundprogramms kommt es zu vielen kleineren und grösseren Zustandswechseln als Resultat der dauernden Informationsverarbeitung. Auch bleibt während des Schlafs immer die Möglichkeit, Erinnerungen in höheren Komplexitätsniveaus zu aktivieren durch die Asymmetrie der zustandsabhängigen Erinnerung, wie das bei Tagesresten und beim Befolgen von Präschlafinstruktionen im Traum zu sehen ist.

Die vielfachen Regressionen der Hirnfunktionsweise während des Schlafes erlauben also Zugriff auf Erinnerungen von Ereignissen und kognitiv-emotionalen Strategien, die während früherer Entwicklungsstufen erworben und kreiert wurden und die jetzt im Schlaf von den vom Gedächtnis gesteuerten Informationen verarbeitenden Hirnprozessen benutzt werden können. Die Wiederaufnahme kognitiv-emotionaler Strategien der Kindheit im Schlaf ermöglicht, neue Assoziationen und frische Erinnerungen mit der gleichen «Grosszügigkeit» zu behandeln, mit der ein Kind Phantasien und Realitäten in der Wachheit behandelt, und somit frische Einfälle bereitzustellen, die besonders gut aus dem REM-Stadium erinnerbar werden.

LITERATUR

Borbléy A. (1987): Das Geheimnis des Schlafs. München: DTV.

Koukkou M., Leuzinger-Bohleber M., Mertens W. (Hrsg.) (1998): Erinnerungen von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog, Bd. 1. Stuttgart: Verlag Int. Psychoanalyse VIP.

Lehmann D. et al. (1998): Brain electric microstates and momentary conscious mind states. Int J Psychophysiol 29, 1-11.

Strauch I. & Meier B. (1992): Den Träumen auf der Spur. Bern: Huber.

Den Letzten fressen die Fische

Wie Erwachsene beschäftigen sich Kinder in ihren Träumen mit Dingen, die sie auch im Wachen interessieren. Figuren und Traumumgebung entsprechen meist der vertrauten Wacherfahrung, werden aber teilweise auf neue oder ungewöhnliche Weise kombiniert. Das Traummaterial bildet nicht eine phantastische Wunschwelt ab, sondern befasst sich mit der Bewältigung von sozialen Schwierigkeiten im Alltag und der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit.

VON NORA KAISER

Mit der Möglichkeit, Träume unter standardisierten Bedingungen in Schlaflabors zu untersuchen, begann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Ära der empirischen Traumforschung. Im Schlaflabor wurden Versuchspersonen aus eindeutig physiologisch bestimmbaren Schlafphasen geweckt und nach ihren Träumen befragt. Dies ergab ein echteres, unverfälschteres Bild der Traumaktivität. Früher standen den Forschern nur die am Morgen erinnerten Träume und Traumfragmente als Datenmaterial zur Verfügung. Diese am Morgen erinnerten Träume stellen immer nur eine bestimmte Auswahl aus der gesamten nächtlichen Traumaktivität dar. Die Wahrscheinlichkeit, dass beim späteren Erzählen Teile vergessen oder dazugedichtet werden, ist grösser als bei der direkten nächtlichen Traumerhebung. Dank der regen Forschungsaktivität auf dem Gebiet der empirischen Traumforschung wurde viel Wissen über die menschliche Traumaktivität und die Beschaffenheit unserer Träume gewonnen. Vernachlässigt wurde dagegen, abgesehen von David Foulkes umfangreicher Längsschnittuntersuchung (1982), die Erforschung der Kinderträume. Inspiriert durch die Arbeiten von Foulkes initiierte Inge Strauch mit ihrem Team eine vom Nationalfonds unterstützte Längsschnittstudie (1991–1997) mit dem Ziel, die Traumentwicklung im Kindes- und Jugendalter zu erforschen.

Die Versuchspersonen waren 24 Kinder, 12 Knaben und 12 Mädchen, die zu Beginn der Untersuchung zwischen 9 und 11 Jahre alt waren. Im Abstand von jeweils zwei Jahren wurden insgesamt drei Datenerhebungen durchgeführt. Bei jeder Erhebung verbrachten die Kinder drei nicht aufeinander folgende Nächte im Schlaflabor. Dort wurden sie unter standardisierten Bedingungen, idealerweise vier Mal pro Nacht, aus den REM-Schlafphasen geweckt und nach ihren Träumen befragt. In den total 214 Labornächten wurden 767 Weckungen durchgeführt, wobei wir 551 REM-Träume erheben konnten. Alle Textdaten wurden aufgezeichnet, transkribiert und mit inhaltsanalytischen Methoden ausgewertet.

Traumerinnerung und -länge

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Traumerinnerung mit zunehmendem Alter ansteigt und somit als Entwicklungsmarker angesehen werden kann. Die 9- bis 11-jährigen Kinder erinnerten sich nur in knapp 7 von 10 Weckungen an einen Traum, während Erwachsene nach 9 von 10 Weckungen einen Traum berichten können. Nicht nur die Traumerinnerung, sondern auch die Traumlänge nimmt im Laufe der Entwicklung zu. Während die Träume der 9- bis 11-jährigen Kinder durchschnittlich 68 Wörter umfassen, steigt ihr Umfang zwei Jahre später auf durchschnittlich 77 und vier Jahre später sogar auf 94 Wörter an. Entsprechend der kognitiven Entwicklung werden die Traumberichte mit zunehmendem Alter der Kinder umfangreicher und in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung differenzierter.

Thematik und Realitätsbezug

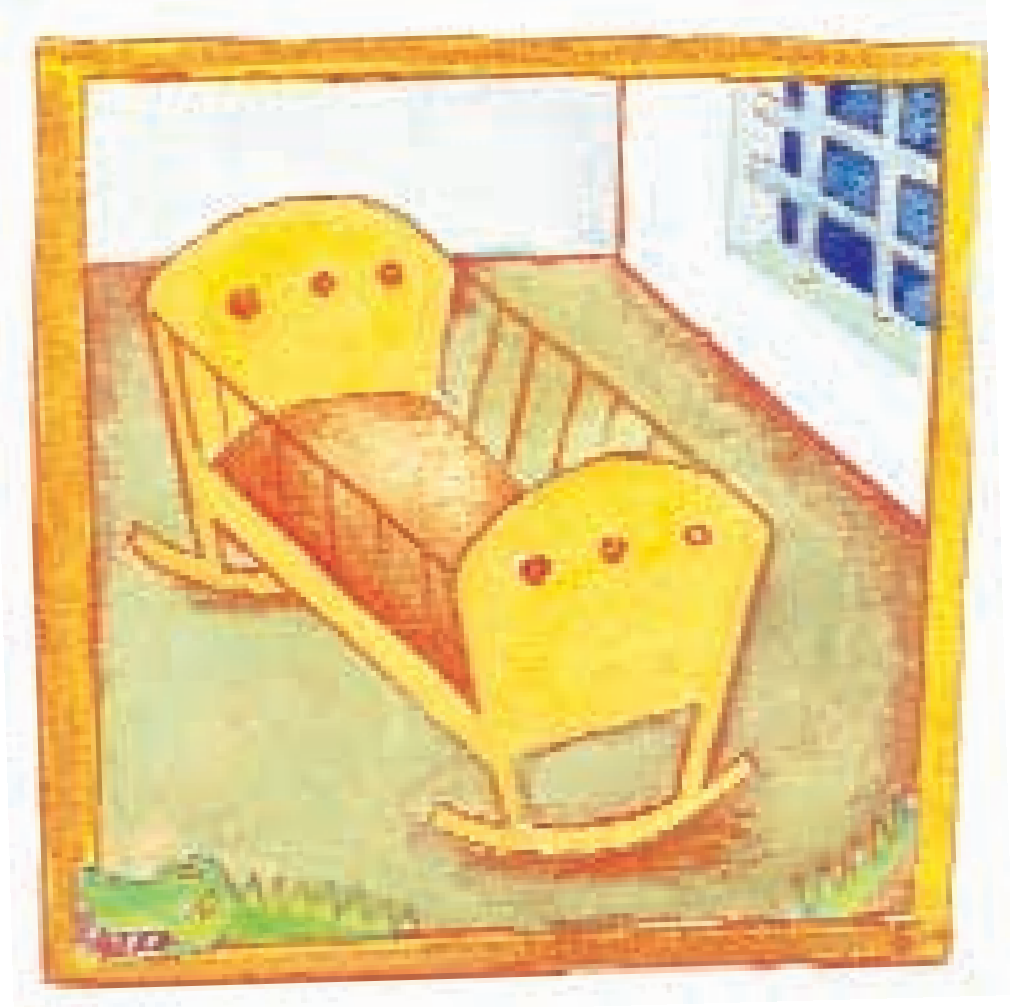
Die verbreitete Annahme, Kinder kreieren in ihren Träumen vorwiegend eine phantastische Wunschwelt, trifft nicht zu. Weniger als 10 Prozent der Träume spielen in einer Fabelwelt. Die 9- bis 11-Jährigen träumen in gleicher Häufigkeit von Freizeit- und Alltagssituationen, während die Träume der älteren Kinder und Erwachsenen in 7 von 10 Träumen ein alltägliches Szenario abbilden. Dies heisst nun aber nicht, dass die Träume einfach die Wachrealität abbilden, sondern häufig werden vertraute Wacherfahrungen in ungewöhnlicher Weise zusammengesetzt.

> Ich habe geträumt, dass ich auf einem Schiff bin und dort drauf mit einem andern, einem Kollegen, etwas mache. Von diesem Schiff darf man hinunterspringen. Also es war kein Motorschiff, sondern ein Ruderboot.
> Knabe, 10 Jahre, 1. Nacht, 2. Weckung)

Dieser Traum beschreibt eine ganz normale Freizeitaktivität, die genau so im Wachen hätte vorkommen können. Dagegen ist der Träumer im nächsten Traum Zuschauer ungewöhnlicher und beängstigender Ereignisse.

> Ich bin an einem See baden gegangen. Und dann sind so

Dr. phil. Nora Kaiser ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Klinische Psychologie II des Psychologischen Instituts der Universität Zürich und Leiterin der Schlafsprechstunde im Schlaflabor Fluntern, Zürich.



> Leute mit Lastwagen gekommen und hinten dran Holzbänke. Und sie haben so Chilbibahnen aufgebaut, so zwei, drei, einfach im Wasser und - unter Wasser und oben am Wasser. Zuerst sind ganz viele Leute angestanden. Und dann haben die Vordersten gemerkt, dass man fast keine Luft mehr bekommt. Und dann ist niemand mehr gegangen und dann haben die anderen Leute, die das aufgebaut haben, kein Geld mehr gehabt. Und anstatt das wieder abzutransportieren, haben sie es einfach verbrannt, dort oben am Wasser. Und als das Feuer ins Wasser kam, ist es einfach verlöscht.
> Knabe, 10 Jahre, 1. Nacht, 3. Weckung

Traumfiguren

Die REM-Träume aller Altersstufen sind grösstenteils mit ganz normalen, der Wirklichkeit entsprechenden Figuren bevölkert, während verwandelte Menschen oder Fabelwesen relativ selten vorkommen. Verglichen mit Erwachsenen träumen Kinder viel mehr von Kindern. Dabei fällt auf, dass Knaben bevorzugt von Knaben und Mädchen häufiger von Mädchen träumen. Bei Erwachsenen ist diese Geschlechterpräferenz weniger ausgeprägt. Tiere sind in Kinderträumen ein wichtiges Element. Mit zunehmendem Alter der Träumer nimmt die Häufigkeit der Tiere ab. So waren bei den 10-Jährigen 15 Prozent aller Traumfiguren Tiere, bei den 12-Jährigen verringert sich der Anteil auf 11 Prozent und bei den 14-Jährigen auf 5 Prozent. Bei Erwachsenen sind nur noch 3 Prozent aller Traumfiguren Tiere. Insgesamt träumten die Mädchen häufiger von Tieren als Knaben. Tiere erscheinen in den Träumen der jüngeren Knaben als Verfolger, Rivalen oder Begleiter, bei den jüngeren Mädchen stand dagegen die Funktion der Pflege und Nähe im Vordergrund.

> Ich bin in so einem Haus drin gewesen. Obendrauf ist ein Swimmingpool gewesen und von dem Haus ist ein unterirdischer Gang zu einem anderen Haus gegangen. Und dann ist der Swimmingpool, in dem waren noch Fische drin, ist der mal eingekracht und dann mussten wir vor dem Wasser davonrennen. Und einem langte es nicht mehr und der ist dann von den Fischen gefresssen worden.
> (Knabe, 10 Jahre, 1. Nacht, 2. Weckung)

> Ich habe geträumt, dass meine Freundin Sandra im Zirkus gewohnt hat. Und beim Zirkus hatte es ganz viele Tiere zu füttern. Und wir haben zusammen gespielt. Nachher ist sie dort weggegangen und ich bin ganz traurig gewesen.
> Mädchen, 9 Jahre, 2. Nacht, 2. Weckung

Verhalten der Traumfiguren

Die Traumfiguren in den Träumen der jüngeren Kinder sprechen noch relativ selten, umso wichtiger ist die motorische Aktivität. Mit zunehmendem Alter des Träumers gewinnt die verbale Aktivität an Bedeutung. Zuerst sprechen vorwiegend andere Traumfiguren, später ergreift der Träumer selbst häufiger das Wort. Die verbale Kommunikation kann offensichtlich erst mit entsprechender kognitiver Reife im Traum nachgebildet werden.

Geschlechtsspezifisch fällt auf, dass in den Mädchenträumen auf jeder Altersstufe mehr gesprochen wird als in den Knabenträumen.

Kommt es im Traum zu unfreundlichen Handlungen, so sind die Kinder eher die Empfänger als die Initianten solcher Angriffe, oft werden sie dabei von Erwachsenen kritisiert oder kontrolliert (gilt für Knaben und Mädchen in allen drei Altersstufen). Insgesamt kommen Aggressionen eher selten, d.h. nur in gut jedem vierten Traum, vor.

Persönlichkeit und Traum

Um die Wachpersönlichkeit der Kinder zu erfassen, wurden psychologische Tests durchgeführt. Dabei interessierte uns die Frage, ob bestimmte Persönlichkeitsmerkmale in den Träumen erkennbar sind. Dazu wurden die Auswertungen der Traumbericht der zweiten Erhebung mit den Testresultaten korreliert. Extraversion war die Persönlichkeitsdimension, in der sich unsere Kindergruppe am deutlichsten von den Normwerten ihrer Altersklasse unterscheidet. Kinder mit hohen Extraversionswerten sind gesellig, offen-optimistisch, Kinder mit tiefen Extraversionswerten dagegen eher zurückhaltend und distanziert.

Die extravertierteren Kinder erlebten in ihren Träumen weniger belastende und unangenehme Situationen. Kam es trotzdem zu Schwierigkeiten, wurden diese bewältigt. Die Präferenz der Bewältigungsstrategien scheint individuell zu variieren. Ein Knabe bewältigte beispielsweise problematische Situationen meist aus eigener Kraft oder indem ihn andere unterstützten, während bei einem Mädchen unangenehme Geschehnisse durch Zauber, glückliche Wendungen oder plötzliches Verschwinden der Störung wieder in eine angenehmere, unbeschwerte oder neutrale Richtung gelenkt wurden.

Das Traummaterial der zurückhaltenden, distanzierten Kinder enthielt ein viel ausgeprägteres Konfliktpotential. Es kommt zu Auseinandersetzungen, Verfolgung und Kampf.

Unter standardisierten Bedingungen, idealerweise vier Mal pro Nacht, wurden die Kinder aus den REM-Schlafphasen geweckt und nach ihren Träumen be-

Rivalitäten und Ausgrenzung werden erlebt. Die Bewältigung von unangenehmen Ereignissen für das Traum-Ich und die Wende zu einem positiven Traumende gelingt seltener.

Traumbeispiel eines 13-jährigen Knaben mit tiefen Extraversionswerten:

Ich habe geträumt, ich sei so in einem Spielsalon drin gewesen, da sei so um Geld gespielt worden. Die Leute dort drin sind so recht aggressiv gewesen. Wenn man etwas falsch gemacht hat, sind sie gewalttätig geworden. Und ich habe eine recht gute Phase gehabt, habe ziemlich gewonnen, da sind sie schon hässig gewesen auf mich. Und dann habe ich mal etwas falsch gemacht und dann musste ich hinausgehen, sonst wären die explodiert.

Spiegel der Entwicklung

Die Untersuchung hat gezeigt, dass die Informationsverarbeitung im Schlaf an den jeweiligen kognitiven Entwicklungsstand gebunden ist. Träume jüngerer Kinder lassen sich strukturell und inhaltlich von Träumen älterer Kinder unterscheiden. Sprache und interaktives Verhalten entwickeln sich gegenüber dem Wachen verzögert. Das Traummaterial bildet nicht eine phantastische Wunschwelt ab, sondern Figuren und Traumumgebung entsprechen meist der vertrauten Wacherfahrung, werden aber teilweise auf neue oder ungewöhnliche Weise kombiniert. Inhaltlich beschäftigen sich die Kinder mit den Dingen, die sie auch im Wachen interessieren und beschäftigen. Es gibt Hinweise dafür, dass Persönlichkeitsmerkmale (z.B. Extraversion) mit bestimmten Trauminhalten (z.B. problematische Trauminhalte und deren Bewältigung) korrelieren.

Die meisten Jugendlichen beschrieben die Untersuchung als interessant, spannend, lustig, lässig und meinten viel Neues erfahren und gelernt zu haben. 19 der 24 Versuchspersonen erklärten, dass sie jederzeit wieder an einem solchen Experiment teilnehmen würden. Einige waren richtig traurig, als die Untersuchung nach sechs Jahren abgeschlossen wurde.

LITERATUR

Foulkes, D. (1982): Children's dreams: Longitudinal studies. New York: Wiley & Sons.

Kaiser, N. (1997): Persönlichkeit,Traum und Phantasien. Eine empirische Untersuchung von 11- bis 13-jährigen Kindern. Dissertation an der Philosophischen Fakultät I, Universität Zürich.

Strauch, I., Kaiser, N., Lederbogen, S., Pütz, P., Traber, Y. (1997): Träume und Wachphantasien von der späten Kindheit bis zur Adoleszenz – Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie Nr. 39, Universität Zürich, Psychologisches Institut,

Die Traumwelt im Alter

Ältere Menschen haben einen leichteren Schlaf und erinnern sich deshalb besser an ihre Träume. Die Erinnerungen an die lange Lebenszeit hinterlassen deutlichere Spuren. Ihre Träume sind deshalb realistischer als die junger Erwachsener. In einer Untersuchung sind Inge Strauch und Barbara Meier der Frage nachgegangen, welche Erfahrungen ältere Menschen in ihren Träumen aufgreifen und wie sie ihre Traumwelt gestalten.

VON INGE STRAUCH

Die Träume im Alter wurden noch nicht sehr intensiv erforscht, und in der Literatur finden sich widersprüchliche Aussagen über ihren Realitätsbezug, die Gefühlsbeteiligung und die sozialen Interaktionen. Anhand eines «Traumtagebuches» schilderten 15 Frauen und 9 Männer im Alter von 66 bis 78 Jahren, die sich im Alltag gut an ihre Träume erinnern, was sie während zehn Nächten im Traum erlebten.

Die spontane Traumerinnerung war in dieser Altersgruppe sehr ergiebig. Insgesamt berichteten die Senioren und Seniorinnen von 253 Träumen, was für jeden pro Nacht im Durchschnitt einen Traum ausmacht.

Doch waren auch hier, wie in jedem Alter, die individuellen Unterschiede gross, die Spannweite der Traumerinnerung lag auf die Nächte bezogen zwischen 30 und 100 Prozent, für die einzelnen Nächte zwischen 0 und 7 Träumen. Da ältere Menschen einen leichteren Schlaf haben, wachten sie nachts häufiger auf und konnten sich oft in einer Nacht an mehrere Träume erinnern.

Prof. Dr. Inge Strauch ist emeritierte Professorin für Klinische Psychologie an der Universität Zürich.

Nach den Regeln der Inhaltsanalyse von Hall & Van de Castle (1966) wurden in den Träumen die Szenerien, die beteiligten Figuren, ihre Handlungen und Interaktionen kodiert. Der Wirklichkeitsgehalt wurde global eingeschätzt auf einer Dimension, die von realistisch bis phantastisch reicht. Traumsituationen beurteilen wir als «realistisch», wenn sie in vergleichbarer Weise im Wachen hätten eintreten können. Wir werten sie als «erfinderisch», wenn sie vertraute Wacherfahrungen in ungewöhnlicher, aber gleichwohl sinnvoller Weise zusammenstellen, wir schätzen sie als «teils phantastisch» ein, wenn wirklichkeitsbezogene und bizarre Elemente nebeneinander stehen, und als «phantastisch», wenn sie keinerlei Bezug zur Wachwelt aufweisen. Wir haben die Träume der Seniorinnen und Senioren mit 207 Träumen verglichen, die 12 Männer und 12 Frauen im Alter von 21 bis 31 Jahren im Labor berichteten.

«Schneeketten montieren»

Obwohl in jedem Alter den Träumen eine Vielfalt von Szenerien, Rollenbesetzungen und Handlungen gemeinsam ist, zeigen die Träume älterer Menschen im Vergleich mit jungen Erwachsenen einige Besonderheiten. (Abb.1)

Ein erstes auffallendes Ergebnis ist, dass ältere Menschen ihre Träume realistischer ausgestalten als junge Erwachsene, wie die erste Abbildung veranschaulicht. Die Mehrzahl ihrer Träume war in einem wirklichkeitsnahen Kontext inszeniert. Erfinderische Träume stehen erst an zweiter Stelle, während diese bei jüngeren Träumern den ersten Rang besetzen. Die Träume mit phantastischen Elementen sind dagegen in beiden Altersgruppen mit rund 10 Prozent vergleichsweise selten.

Die Wirklichkeitsnähe der Träume kann in unterschiedlicher Weise repräsentiert sein, wie zwei typische Beispiele veranschaulichen:

> «Ich bin mit dem Auto auf einer Fahrt in den Kanton Tessin. Es hat schrecklich winterliche Verhältnisse, die Strassen sind schneebedeckt und bevor man da gegen den Gotthardtunnel hinauffährt, wird verlangt, dass man besonders vorsichtig fährt oder dann die Schneeketten montiert. Ich bin der einzige von vielen Wagen, der Schneeketten ran tut und sehe, wie andere Wagen neben mir oder vor mir im Schnee steckenbleiben. Die anderen stehen ratlos da auf der Strasse, stehen auch um mich rum und schauen, was ich da mache.»

Der 74-jährige Träumer bewährt sich auf bekannter Strecke in einer alltäglichen, prekären Verkehrssituation, indem er das Richtige zu tun weiss, während die anderen Autofahrer hilflos herumstehen. So würde sich dieser Mann wohl auch im Wachen verhalten, nur wären vielleicht dann die anderen Verkehrsteilnehmer nicht allesamt so unerfahren.

> «Irgendein Vertreter kam und brachte mir verschiedene Poster, die waren so zusammengerollt, zum Teil aus Stoff und Filz, und es hatte Eisenbahnen oder Autos darauf. Auf alle Fälle haben mich die Sujets nicht interessiert, aber das Material und die Farben haben mir gefallen. Ich sagte schön danke und legte sie dann auf ein Buffet und dachte, ich könnte die dann den Grosskindern weitergeben.»

Auch dieser Traum einer 66-jährigen Frau könnte sich genau so im Alltag zugetragen haben,

Foto: Keystone

Die lange Lebenszeit hinterlässt in den Träumen älterer Menschen deutlichere Spuren.

obwohl er in einer unbekannten Umgebung stattgefunden hat. Die Träumerin handelt angemessen, sie beurteilt die Poster des Vertreters entsprechend ihrem Interesse, bedankt sich höflich und stellt praktische Überlegungen an, wie das Geschenk sinnvoll zu verwenden wäre. Bekannte Bausteine wurden hier zu einem wirklichkeitsnahen Erlebnis zusammengesetzt.

In dem folgenden Traum eines 70-Jährigen sind realistische mit erfinderischen Elementen verwoben:

> «Ich halte mich in Rom in einer bekannten Firma auf. Drei Herren begleiten mich, aber keiner ist in dieser Firma selber tätig. Der eine zeigt mir sehr liebenswürdig ein Haus des Unternehmens, ein historischer Prunkbau, eben frisch renoviert. Abends will er mich ausführen zu einer ganz besonderen Soiree, ohne darüber aber mehr zu verraten, obwohl ich über den Ort und den Anlass informiert sein möchte. Ich gehe zu meinem Auto, hole eine Italien-Reisekarte, um ihn zur Preisgabe des Geheimnisses zu verführen. Da finde ich überall Schokoladentafeln, die durch Sonneneinfluss am Abschmelzen sind. Ich öffne die Karte, sie ist viele Meter hoch, ganz hell gedruckt und zeigt nur den östlichen Küstenstrich von Italien.»

Wirklichkeitsbezogen ist an diesem Bericht, dass der Träumer eine Firma besucht, die er kennt, und mit drei vertrauten Kollegen freundschaftlich zusammen ist, die in demselben Metier arbeiten. Ungewöhnlich sind dagegen die viele Schokolade in seinem Auto und die überdimensionale Landkarte, von der der Träumer zudem erwartet, das sie den Ort der Soiree enthüllen kann.

Die Spuren des Lebens

Warum sind die Träume älterer Menschen in erster Linie an der Wirklichkeit orientiert? Vielleicht hat die lange Lebenszeit gefestigtere Gedächtnisspuren hervorgerufen, die sich in dem veränderten Bewusstseinszustand des Schlafs weniger lockern können. Oder die Träume spiegeln dann mehr das tägliche Leben, wenn man auch im Wachen darauf konzentriert ist und sich weniger Ausflüge in die Phantasiewelt gestattet.

Thematisch spiegelten die Träume der Senioren und Seniorinnen die altersspezifischen Interessen, wobei alltägliche Beschäftigungen doppelt so häufig waren wie Freizeitunternehmungen. Aktivitäten in Haus und Garten, Gespräche und Unterwegssein waren vorherrschende Themen. Bei den Frauen stand oft der Haushalt mit Einkaufen, Kochen und Bewirten im Mittelpunkt, während Männer neben Handwerk und Sport häufig auch die frühere Berufstätigkeit inszeniert haben. Phantastische Traumabenteuer, die in Kinderträumen eine grosse Rolle spielen, wurden im Alter nur selten inszeniert.

Ein zweites interessantes Ergebnis ist, dass in jedem vierten Traum der älteren Menschen Umgebungen und Personen aus der Vergangenheit auftauchten. Die Träumer waren wieder in ihrem früheren Beruf, sie erlebten sich

	SeniorInnen	junge Erwachsene
realistisch	55	36.7
erfinderisch	31.5	49.8
teils phantastisch	6.2	9.7
phantastisch	4.4	3.9

Abbildung 1

	SeniorInnen	junge Erwachsene
Verwandte	18.3	13.5
Bekannte	24.8	39
Fremde	41.8	28.5
Unbestimmte	15.1	19

Abbildung 2

und ihre Kinder als jünger, der verstorbene Ehemann war wieder gegenwärtig oder sie befanden sich an Orten, die sie vor langer Zeit zuletzt aufgesucht hatten. Das Auftauchen alter Erinnerungen im Traum ging jedoch nicht bis in die Kindheit zurück, sondern höchstens bis ins dritte Lebensjahrzehnt. Die jungen Erwachsenen haben hingegen in ihren Träumen nur ganz vereinzelt Erinnerungen aus Kindheit und Jugend aufgegriffen. Der häufige Vergangenheitsbezug in den Träumen alter Menschen ist nicht überraschend, da bei längerer Lebenszeit die Erinnerungen reichhaltiger sind und auch im Wachen auf früheres Erleben immer wieder Bezug genommen wird.

Häufig unbekannte Gesichter

Ein dritter Hinweis auf eine Veränderung der Träume im Alter war eine zunehmende Verfremdung der Traumwelt. Wie die zweite Abbildung zeigt, traten im Alter viele unbekannte Traumfiguren auf. Sie stehen hier an erster Stelle, allerdings erreichen Verwandte und Bekannte zusammengenommen noch den gleichen Anteil. Bei den jungen Erwachsenen dagegen sind insgesamt weit mehr bekannte als fremde Traumpersonen anzutreffen. Auch in den Traumumgebungen wurde eine Verfremdung deutlich: Zwei von drei Szenerien waren in den Träumen unbekannt gegenüber einer Gleichverteilung dieser Kategorie bei den jüngeren Träumern.

Die Träume im Alter waren zwar handlungsreich, aber ausgesprochen freundliche oder unfreundliche Interaktionen fanden nur in jedem zweiten Traum statt. Freundlichkeiten wie Lob, Geschenke oder Hilfeleistungen waren häufiger als Handlungen mit aggressiven Absichten wie Kritik oder Schädigungen. Auffallend war bei den negativen Interaktionen eine Abnahme von physischen Aggressionen, von denen im jüngeren Alter häufiger geträumt wird.

Die Träume der Seniorinnen und Senioren zeigten keinen Anstieg von unangenehmen Erlebnissen, von Misserfolgen oder unglücklichen Ereignissen. Jeder vierte Traum wurde als neutral erlebt, in den übrigen Träumen waren positive und negative Gefühle annähernd gleich verteilt.

Die Bausteine der Träume von Männern und Frauen hatten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Nur der auch bei jüngeren Altersgruppen festgestellte Unterschied, dass Männer häufiger als Frauen von Männern träumen, war auch für die Träume im Alter charakteristisch. Bei den Senioren waren zwei von drei Traumfiguren männlich, während bei den Seniorinnen männliche und weibliche Traumcharaktere sich die Waage hielten. Man hat dies so interpretiert, dass Männer deshalb mehr von anderen Männern träumen, weil für sie die männliche Welt besonders wichtig ist und ihr Selbstbild stärker durch Männer bekräftigt oder in Frage gestellt werden kann.

In unserer Studie wurden die Träume von älteren Menschen untersucht, die gesundheitlich nicht beeinträchtigt waren und die ein ausgefülltes und zufriedenes Leben führen. Die Ergebnisse können daher nicht verallgemeinert werden. Sie bestätigen aber auf diesem Hintergrund eine Kontinuität zwischen Wachdenken und Traumerleben. Darunter versteht man, dass Menschen ihre Träume so gestalten, wie sie im Wachen die Welt und sich selbst erleben.

LITERATUR

Funkhouser, A. T., Hirsbrunner, H.-P., Cornu, C., Bahro, M. (1999): Dreams and dreaming among the elderly: an overview. Aging and Mental Health, 3, 10–20.

Hall, C. S., Van de Castle, R. L. (1966): The content analysis of dreams. New York: Appleton-Century-Crofts.

Strauch, I., Meier, B. (1992): Den Träumen auf der Spur. Ergebnisse der experimentellen Traumforschung. Bern: Huber.

Traumbilder Blinder und Sehbehinderter

Wie träumen Blinde? «Sehen» sie im Schlaf Bilder oder besteht ihre Traumwelt aus Geräuschen, Berührungen und Gerüchen? Zehn blinde oder stark sehbehinderte Menschen haben ihre Traumerfahrungen für eine Untersuchung zur Verfügung gestellt.

VON LUZIA KOHLER HÄNNY

Träume sind stark von Bildern geprägt: Zusammen mit auditiven Elementen, so hat die Traumforschung festgestellt, sind sie die wichtigsten Traumwahrnehmungen. Wie aber träumen Menschen, die in wachem Zustand wenig, nichts oder nichts mehr sehen können? Über die Traumwahrnehmung Sehbehinderter und Blinder existiert eine Reihe von Untersuchungen, systematische Studien gibt es jedoch nur wenige.

Die wichtigsten Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Geburtsblinde haben in ihren Träumen keine visuellen Wahrnehmungen, sie hören vieles und haben berührungs- und bewegungsbezogene, also taktile und kinästhetische Wahrnehmungen. Nicht blind Geborene, die vor dem dritten beziehungsweise fünften Lebensjahr erblindet sind, haben sehr ähnliche Wahrnehmungen wie Geburtsblinde. Bei einem Teil der zwischen fünf und sieben Jahren Erblindeten hingegen scheinen visuelle Wahrnehmungen im Traum bestehen zu bleiben. In den Träumen Späterblindeter kommen viele visuelle Elemente vor. Dabei widerspiegelt die Deutlichkeit der Wahrnehmung die frühere und nicht die aktuelle Sehkraft. Doch je länger die Blindheit besteht, desto blasser werden die Traumbilder.

Für meine Untersuchung habe ich die Träume von zehn Sehbehinderten und Blinden im Alter zwischen 26 und 63 Jahren erfasst. Eine Frau ist seit ihrer Geburt vollblind, alle andern konnten früher mehr oder weniger deutlich sehen. Vier Personen verfügten zum Zeitpunkt der Untersuchung über einen kleinen Sehrest: Sie konnten Licht- und Farbkontraste oder Umrisse grosser Objekte zum Teil wahrnehmen. Alle Probandinnen und Probanden verbrachten drei Nächte im Schlaflabor in Zürich und wurden nach der Art und der Deutlichkeit ihrer Traumwahrnehmungen und nach dem emotionalen Gehalt ihrer Träume gefragt. Insgesamt wurden 76 REM-Träume erhoben. Dabei lag die Traumerinnerungshäufigkeit mit 87,1 Prozent ebenso hoch wie diejenige von sehenden Personen.

Bilder in fast allen Träumen

Auch bei Sehbehinderten spielen Bilder eine zentrale Rolle: In 91 Prozent der erzählten Träume kamen Bilder vor – im Vergleich dazu: Sehende haben in allen Träumen visuelle Wahrnehmungen. Auditive Elemente wurden ebenfalls in 91 Prozent der Träume wahrgenommen. Wesentlich seltener waren Traumberichte mit taktilen (67 Prozent) und kinästhetischen (61 Prozent) Wahrnehmungen; Träume mit Geruchs- und Geschmackswahrnehmungen wurden nur vereinzelt erzählt.

In einem typischen Traum der Probandinnen und Probanden war die visuelle Sinnesmodalität am stärksten vertreten; auditive Wahrnehmungen traten im typischen Traum etwas weniger häufig auf. Orte und Personen (Elemente) wurden zu etwas über 60 Prozent und somit am häufigsten visuell wahrgenommen, während der Anteil an gehörten Elementen etwas kleiner war. Die Anteile an taktil, kinästhetisch, olfaktorisch oder gustatorisch wahrgenommenen Elementen liegen unter 20 Prozent.

Blinde und hochgradig sehbehinderte Personen sehen also in den meisten ihrer Träume Bilder. Das zeigen etwa Ausschnitte aus einem Traumbericht eines 63-jährigen Mannes aus der Gruppe, der seit Geburt eine Sehschwäche hatte und mit 55 Jahren vollständig erblindet ist:

> «Es war irgendwo in einem ganz, ganz grossen Bassin, in dem ist man gestanden. Und eben bis halb hinauf Wasser. Mein Sohn hat gesagt, er müsse jetzt mit dem Schäufelchen diesen Splitt, den er verkauft oder versprochen habe, oben abschöpfen. Er hat mit diesem kleinen Haushaltschäufelchen den Splitt hinausgeschöpft und in eine «Garette» gefüllt. Und ich stand dort, habe ihm zugeschaut. Er musste sich dann immer bücken und so mit dem Gesicht ins Wasser hinein. Als ich das gesehen habe, sagte ich: ‹Ja, das geht doch nicht, du musst doch nicht mit dem Kopf ins Wasser.› (…) Ich ging diese Schneeschaufel holen und so musste man mit dem Kopf nicht mehr ins Wasser.»

Lic. phil. Luzia Kohler Hänny hat an der Universität Zürich Psychologie, Sonderpädagogik und Neurophysiologie studiert; momentan arbeitet die Mutter zweier Kinder zuhause. Der Artikel ist eine Zusammenfassung ihrer Lizentiatsarbeit «Wahrnehmung und Wahrnehmungsqualität blinder und hochgradig sehbehinderter Personen» (1997) durch Bettina Büsser.

Foto: Keystone

Von Geburt an Blinde haben auch in ihren Träumen keine Wahrnehmung von Bildern, sondern hören und spüren, was ihnen im Traum widerfährt.

Und: «Jetzt kann ich mich sogar erinnern, ich habe dir einen Moment ins Gesicht geschaut. Und habe dich als diejenige erkannt, die ich gestern Abend kennen gelernt habe. Mit einem Gesicht sogar. Ja, ich habe dich angeschaut. Ja, du hast also, ich könnte keine Einzelheiten angeben, aber ich habe dir ins Gesicht geschaut. Habe mit meinen Augen dir ins Gesicht
geschaut und habe dich erkannt.»

Dieser Traum besteht grösstenteils aus visuellen Wahrnehmungen, obwohl der Träumer lange Zeit sehr schlecht gesehen und seit acht Jahren keine visuellen Eindrücke mehr hat. Die Sehbehinderung zeigt sich jedoch in der Deutlichkeit der Traumbilder: Sie wurden als sehr viel undeutlicher eingeschätzt als die auditiven Wahrnehmungen.

Bilder werden undeutlich

Nicht nur in diesem Traum, sondern in den Träumen der ganzen Gruppe zeigte sich, dass Bilder zwar am häufigsten vorkommen, dass sie aber oft undeutlich wahrgenommen werden: Berücksichtigten die Versuchspersonen für die Deutlichkeitseinschätzung die ganzen Träume, wurden die auditiven Wahrnehmungen am deutlichsten und die olfaktorischen am undeutlichsten eingeschätzt. Auch die Deutlichkeit der einzelnen im Traum vorkommenden Elemente wurde ähnlich eingeschätzt.

Die Ergebnisse der Untersuchung implizieren einen Zusammenhang zwischen Häufigkeit und Deutlichkeit der Wahrnehmungen über den ganzen Traum und der momentanen Fähigkeit, den Sehrest im wachen Alltag (Alltagssehen) einzusetzen. Zudem weisen sie tendenziell auf einen Zusammenhang zwischen dem Alltagssehen einerseits und der Häufigkeit visueller sowie kinästhetischer Wahrnehmungen und der Deutlichkeit auditiver und kinästhetischer Wahrnehmungen über den ganzen Traum andererseits.

Dies bestätigt die Resultate etwa von Greenberg und Leiderman (1966), Roffwarg (1978) und die Beobachtungen älterer Autorinnen und Autoren, welche alle einen engen Zusammenhang zwischen den Wahrnehmungen im Wachen und den Traumwahrnehmungen fanden. Die Tatsache jedoch, dass trotz der Sehbehinderung in 91 Prozent aller Träume dieser Versuchspersonengruppe visuelle Wahrnehmungen vorkommen, lässt die Vermutung aufkommen, dass für die Traumwahrnehmungen nicht ausschliesslich die momentane Sehkraft ausschlaggebend ist.

Bilder im Traum einer blind Geborenen

Wie schon vorher erwähnt, haben die Autorinnen und Autoren anderer Studien in den Träumen von blind Geborenen nie visuelle Wahrnehmungen gefunden. Doch die in meiner Untersuchung mitwirkende, seit Geburt vollblinde Frau gab in 60 Prozent der Träume visuelle Wahrnehmungen an. Allerdings müssen ihre Angaben vorsichtig interpretiert werden; der folgende Ausschnitt aus einem ihrer Träume soll ihre Art von Traumwahrnehmung veranschaulichen:

«(…) Ich habe die Gegenstände in diesem Raum gesehen. Man könnte auch sagen, ich habe sie realisiert. Also, es hat zwei Betten dort drin, einen Schrank und ein Gestell mit einem Vorhang davor. Ich habe vor allem meinen Vater, aber auch meine

> Mutter und meine Schwester sprechen gehört. Und was sie gesprochen haben, habe ich auch gehört, es waren Sachen, die mit der Pflege von meiner Schwester zu tun hatten. Meine Mutter und mein Vater haben sich auch bewegt. Ich könnte sie nicht beschreiben, wie sie aussehen. Aber doch würde ich meinen, die Bewegungen habe ich gesehen. (...) Ich habe den Boden gespürt unter den Füssen, ich habe die Türfalle berührt und ich habe im Zimmer gesehen, was herumsteht, so dass ich nicht in die Gegenstände hineingelaufen bin. Aber Farben habe ich nicht wahrgenommen.»

Farbige Träume sind häufig

Die seit Geburt vollblinde Frau ausgenommen, haben alle Versuchspersonen von Farben in ihren Träumen berichtet. Zwei erwähnten solche sogar in allen Träumen, obwohl die eine von ihnen seit fünf Jahren keine Farben mehr wahrnimmt. Folgende Farbbeschreibungen wurden zum Traum mit dem Kies gemacht. Sie machen deutlich, dass auch in den Träumen sehgeschädigter Personen Farben in einer differenzierten Art und Weise auftreten können:

> «Die Steine waren farbig. Rot hat völlig gefehlt, blaue Nuancen, Grau und Weiss waren da. Die Schaufel war bläulich. Du warst auch farbig, es waren ganz schwache Pastellfarben. Der Sohn hat auch zwei Farben gehabt: Der Oberkörper war hell, die Hosen waren dunkler, blau, grau oder schwarz.»

Hinsichtlich der ganzen Versuchspersonengruppe der Untersuchung ergab sich kein Zusammenhang zwischen dem Farbsehen im Wachen und den Farben im Traum. Daraus kann geschlossen werden, dass Blinde und hochgradig Sehbehinderte trotz fehlendem Gesichtssinn Vorstellungen von Farben haben, die auch in den Träumen zum Vorschein kommen. Diese Vorstellungen können entweder von früheren visuellen Eindrücken stammen oder es kann sich um sogenannte Ersatzvorstellungen handeln, wie sie von Burkhard (1981) und Sekowski (1989) beschrieben werden.

Positivere Gefühle als Sehende

Die Probandinnen und Probanden haben jeweils nicht nur über ihre Träume berichtet, sondern auch über die Gefühle, die sie dabei empfunden haben. Fast alle Träume waren von Emotionen begleitet. In etwas über der Hälfte der Träume kamen positive, in etwas weniger als einem Fünftel negative Gefühle vor. Neutrale Stimmungen wurden in ungefähr jedem dritten Traum genannt, was mit den Angaben sehender Personen vergleichbar ist. Positive Gefühle traten bei sehenden Personen deutlich seltener auf, dafür kamen negative Emotionen in mehr Träumen vor (Strauch und Meier, 1989).

Die Intensität der Traumgefühle wurde von den Mitgliedern der Gruppe auf der Skala zwischen 1 und 5 am häufigsten mit der Stufe 4 bewertet. Sehr intensive Gefühle kamen etwas seltener vor und von nur sehr schwachen Emotionen wurde äusserst selten berichtet. Zum Vergleich: Nach Strauch und Meier gaben sehende Versuchspersonen für die Stärke ihrer Traumgefühle am häufigsten die Intensitätsstufe 3 an, etwas seltener die Stufen 4 und 2, während sehr starke und sehr schwache Gefühle nur vereinzelt genannt wurden.

In den Träumen Sehgeschädigter scheinen somit meist intensivere Gefühle vorzukommen als in den Träumen Sehender. Zudem fand sich ein Zusammenhang zwischen der Gefühlsstärke und der Deutlichkeit visueller Wahrnehmungen in den Träumen. Eine mögliche Erklärung dafür wäre, dass Blinde und Sehbehinderte infolge ihrer Behinderung eine besondere Beziehung zu visuellen Traumbildern haben, was sich in der Stärke der Traumgefühle ausdrückt. Ob dieser Zusammenhang eine blindenspezifische Besonderheit ist, kann hier jedoch nicht entschieden werden.

LITERATUR

Burkhard, U. (1981): Farbvorstellungen blinder Menschen. Basel, Boston, Stuttgart: Birkhäuser Verlag.

Greenberg, R., Leiderman, P. H. (1966): Perceptions, the dream process and memory. An up-to-date version of notes on a mystic writing pad. Comprehensive Psychiatry, 7(6), 517–523.

Roffwarg, H. P., Herman, J. H., Bowe-Anders, C., Tauber, E. S. (1978): The effects of sustained alteration of waking visual input on dream content. In A. M. Arkin, J. R. Antrobus, S. J. Ellman (Eds.), The mind in sleep (p. 295–349). New Jersey: Lawrence Erlbaum.

Sekowski,A.(1989):Untersuchungen über Ersatzvorstellungen bei Blinden. Zeitschrift für Heilpädagogik, 40 (10), 717–722.

Strauch, I., Meier, B. (1989): Das emotionale Erleben im REM-Traum. Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, 48 (4), 233–240.

Pinselblütenträume

In den Darstellungen der chinesischen Ming- und Qing-Zeit sind die Wünsche, Ängste und wundersamen Begegnungen von Träumenden vielfach in «Traumwolken» einfangen. Diese zu Formeln geronnenen Luftblasen verweisen darauf, was vom Traum in den Wachzustand hinübergenommen werden soll.

VON HELMUT BRINKER

In Chinas gedruckten illustrierten Holzschnittbüchern aus der Ming- (1368–1644) und Qing-Zeit (1644–1912) werden Träume gern durch schwungvoll geschweifte, luftblasenähnliche Wolken angedeutet; sie gehen in der Regel vom Kopf oder von der Brust (dem Herzen) der träumenden Menschen aus. Dieser Darstellungsmodus hat sich rund um die Welt vor allem in den modernen Comicstrips etabliert, um Gedanken, Prognosen, Pläne, Wünsche, Ängste, Utopien und Ideale der agierenden Protagonisten zu markieren und virtuell ins Blickfeld zu rücken. Die wie Rauch aufsteigenden, flüchtigen Schweife und Wolken haben die Funktion und den Charakter piktographischer Spruchbänder. Irreale Erscheinungen, wundersame Ereignisse, visionäre Gestalten oder fiktive Szenarien lassen sich in den zu Formeln geronnenen «Traumwolken» gleichsam als Projektionen einer imaginierten Welt einfangen. Zugleich dienen sie dazu, die Träumenden mit dem Geträumten zu verbinden, die Blicke der Betrachter zu lenken und deren Aufmerksamkeit auf das entscheidende Detail zu fokussieren. In Simultandarstellungen erscheinen in diesem realitätsfernen Luftraum oder Dunstkreis die Traumpersonen in der visionären Umgebung mit dem Ziel oder Resultat ihrer Träume. Oft gelang es den Künstlern, durch die beschwingte luftige Isolation und kompositorische Ausgrenzung, durch die Anordnung und Dimensionierung, die Detailfülle und den bisweilen narrativen Charakter der «Traumwolken» die Darstellungsebenen von Realität und Illusion zu wandeln und damit die Wahrnehmung der Bildbetrachter auf den ersten Blick wie im Traum zu verwirren. Drei Beispiele sollen diese Beobachtungen illustrieren.

Helmut Brinker ist ordentlicher Professor am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich und Leiter der Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens.

Der Examenstraum vom Traumexamen

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kündigten politische und finanzielle Krisen sowie gravierende wirtschaftliche und soziale Veränderungen das bevorstehende Ende der Ming-Dynastie an. Mit dem Fall des Kaiserhauses im Jahre 1644 und der raschen Konstituierung eines fremden Regimes durch die Mandschu zerplatzte so mancher Traum von einer Karriere als erfolgreicher Literat und staatlich geprüfter Beamter in höfischen Diensten. Doch vorerst durfte man noch davon träumen. 1571 wurde eine «Illustrierte Studie über die Examensbesten der Ming-Dynastie», Ming zhuangyuan tu kao, von Gu Zuxun herausgegeben. Das zunächst 1607 von Wu Cheng'en und dann nochmals 1634 erweiterte Werk enthält reizvolle Illustrationen des nicht weiter bekannten, um 1600 tätigen Künstlers Huang Yingcheng. Im ersten Band lässt Huang in einer Darstellung einen über seinen Büchern eingeschlafenen Studenten von einem Traumexamen träumen (Abb. 1). Der Maler zeigt ihn schräg von hinten auf einem tonnenförmigen Gartenhocker, der mit einer Monstermaske dekoriert ist. Vom intensiven Lernen offensichtlich erschöpft, sitzt der junge Mann vornübergebeugt an einem Tisch; er hat sein Gesicht auf die Unterarme gelegt. Ein Lotosteich und eine Balustrade am unteren Bildrand kennzeichnen die Umgebung als Terrasse eines gepflegten aristokratischen Anwesens, als die reale Lebenswelt eines Studenten aus gutem Hause. Mehr als ein Drittel der gesamten Bildfläche füllt eine vom Kopf des Eingeschlafenen aufsteigende «Traumwolke» aus, die sich vor die Laubkrone eines Baumes am rechten oberen Bildrand legt und in der uns der Wunschtraum wohl eines jeden Studenten geschildert wird. Am Ausgang eines Gebäudes steht mit stolz erhobenem und zur Seite gewendetem Kopf ein junger Mann, der soeben sein Zeugnis – vielleicht aus den Händen der Prodekans – in Empfang genommen hat, und dies ist zweifellos alles andere als ein vorläufiger Ausweis! Es ist ein offizielles plakatives Diplom, das man sich über den Spiegel hängen kann, und darauf steht – vom rechten Ärmel des Studenten zwar leicht verdeckt – unmissverständlich die Note geschrieben: Zhuangyuan, «Examensbester» (in den kaiserlichen Lizentiatsprüfungen). Möge für alle, die von einem Traumexamen träumen, ihr Wunschtraum Wirklichkeit werden!

Druckkunst und die Erfindung des Tuschekuchens

Die alte Präfektur Huizhou oder Xin'an im Südosten der heutigen Provinz Anhui, die sich während der Ming-Zeit zu einer blühenden Industrie- und Handelsregion entwickelt hatte, etablierte sich im 16./17. Jahrhundert mit den Städten Shexian und Xiuning als wichtiges Zentrum des Holzschnitts und der Druckkunst. Seit langem galt diese fruchtbare Gegend südlich von Nanjing als erstrangige

Produktionsstätte der «Vier Kostbarkeiten eines Literatenstudios»: Tusche, Reibstein, Pinsel und Papier. Tusche besteht aus Russ (vorwiegend des Kiefernholzes), aus Leim, Öl und aromatischen Zusätzen. In Stabform gepresste, handliche Barren, quadratische, polygonale oder runde Tuscheblöcke mit kunstvollem Reliefdekor – im Englischen spricht man schmackhafter von «ink-cakes» – wurden ebenso wie phantasievoll dekorierte Reibsteine aus schieferartigem Stein, aus Keramik oder Metall vielfach im Laufe ihrer Geschichte zu kostbaren Sammlerschätzen. Durch Reiben des Tuschebarrens auf dem flachen Reibstein lösen sich unter Zusatz von Wasser die Tuschepartikel, so dass der Künstler bereits in diesem Stadium die Intensität seiner Schreib- oder Malflüssigkeit oder seiner «Druckerschwärze» von lichtem Grau bis zu tief gesättigtem Schwarz bestimmen kann.

Einer der führenden Tuscheproduzenten aus Shexian, unweit des malerischen Huangshan, war Cheng Dayue (1541 bis etwa 1616). Im Jahre 1606 veröffentlichte er den prachtvollen «Tuschegarten der Familie Cheng», Chengshi moyuan, das erste umfangreiche, mit mehrfarbigen Holzschnittillustrationen ausgestattete gedruckte Werk aus der Provinz Anhui. Die in dreiundzwanzig Bänden vorgelegte Editio princeps enthält mehr als fünfhundert Muster- und Bildvorlagen zur Dekoration qualitätvoller «Tuschekuchen» in vierzehn Bänden sowie Kommentare des Herausgebers, lobende Essays und Gedichte von Cheng's Freunden, von Kunden und Benutzern der Tuschen, Briefwechsel, Anekdoten über spezielle Produkte und die Tuscheherstellung in neun Bänden. Die Entwürfe für die Bildholzschnitte stammen von dem renommierten Maler Ding Yunpeng (1547 bis etwa 1621) in Zusammenarbeit mit weniger bekannten Künstlern, und die Druckstöcke schnitten führende Meister der Familie Huang aus Huizhou. Sie waren weithin berühmt für ihre technische Perfektion und Präzision. In einige der Druckplatten gravierten sie ihre Namen.

1. «Illustrierte Studie über die Examensbesten der Ming-Dynastie», Ming zhuangyuan tu kao, ed. 1571 von Gu Zuxun mit Illustrationen des um 1600 tätigen Huang Yingcheng.

2. «Tuschegarten der Familie Cheng», Chengshi moyuan, ed. 1606 von Cheng Dayue (1541 bis um 1616) mit Illustrationen des Ding Yunpeng (1547 bis um 1621) et al.: Mengren yimo, «Die hinterlassene Tusche des Traummannes» (Vorderseite).

3. «Tuschegarten der Familie Cheng», Chengshi moyuan, ed. 1606 von Cheng Dayue (1541 bis um 1616) mit Illustrationen des Ding Yunpeng (1547 bis um 1621) et al.: Mengren yimo, «Die hinterlassene Tusche des Traummannes» (Rückseite).

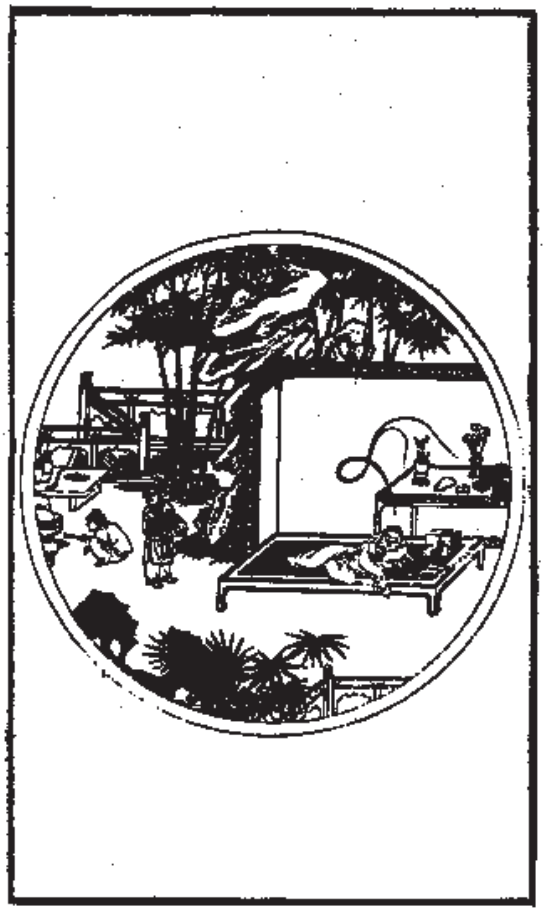
Das Vermächtnis des Traummannes

Das Chengshi moyuan ist in sechs thematische Abteilungen gegliedert: Himmel, Erde, Menschen, Dinge, konfuzianische Themen, buddhistische und daoistische Motive; vier Illustrationen zeigen überraschenderweise biblische Themen. Dabei handelt es sich um die ältesten in China dokumentierten Bilder westlicher Provenienz. Der Kompilator Cheng Dayue hatte sich seit frühester Jugend für Tuschen interessiert und sein erstes Unternehmen als «Studio kostbarer Tuschen», Baomozhai, etabliert. Das Rezept zur Tuscheherstellung empfing er angeblich im Traum. In seinem «Tuschegarten» liess er dieses Ereignis von existenzieller Tragweite in einem autobiographischen Traumbild vor Augen führen (Abb. 2). Der Illustrator stellt einen Gelehrten dar, der in seinem mit Büchern angefüllten Studio bei Kerzenschein am Schreibtisch eingeschlafen ist. Vor ihm liegt ein geöffnetes Buch mit leeren Seiten, und daneben stehen ein ovaler Tuschereibstein und ein Pinselständer in Form eines Miniaturberges mit einem darauf abgelegten Pinsel. In einer verschlungen aus dem Kopf des Träumers aufsteigenden Wolke erscheint die visionäre Gestalt eines bärtigen Weisen, der mit bedeutsamer Geste einen «Tuschekuchen» präsentiert. Als Titel zu diesem Entwurf für einen quadratischen Tuschebarren mit abgerundeten Ecken sind auf der Rückseite in klar lesbarer Regelschrift vier Schriftzeichen vorgesehen: Mengren yimo, «Die hinterlassene Tusche des Traummannes» (Abb. 3), und in den kurzen Kommentaren wird Cheng Dayue's folgenreiches Schlüsselerlebnis seiner Karriere als erfolgreicher Tuscheproduzent angesprochen. Das Motto dieser «Traumtusche» birgt zudem ein typisch chinesisches Wortspiel, denn yimo, «hinterlassene oder zurückgelassene Tusche», verweist über die unmittelbare wörtliche Bedeutung hinaus metaphorisch auf handschriftliche Zeugnisse oder Malereien einer verstorbenen Person, auf einen literarischen Nachlass, ein künstlerisches Vermächtnis.

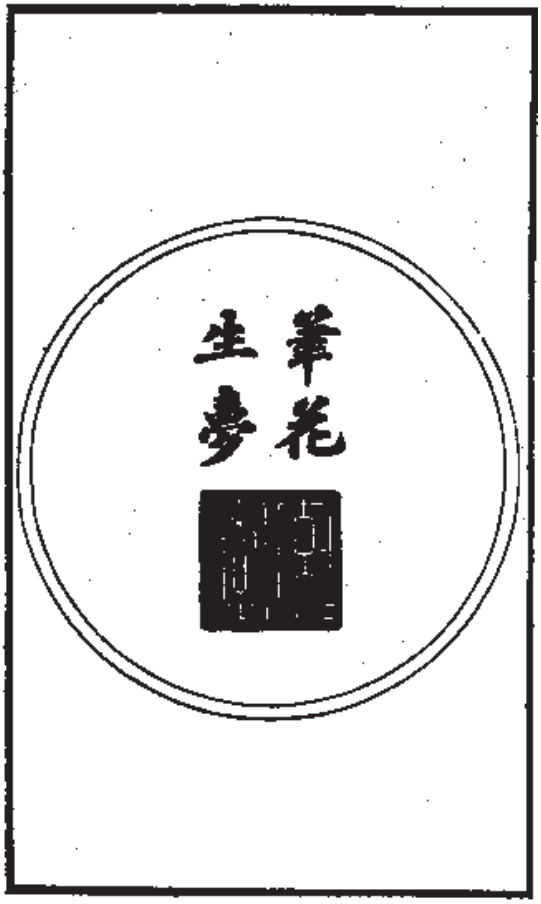
Der Pinselblütentraum

Der Dekor für einen kreisrunden Tuschebarren aus Cheng's Produktion thematisiert den Traum von der Karriere eines erfolgreichen Literaten. Es ist der «Traum vom Spriessen der Pinselblüte», Bihua sheng meng; so lautet der mit einem grossen quadratischen Siegelabdruck kombinierte Titel des «Tuschekuchens» (Abb. 4). Aus dem begleitenden Vorwort und dem 1604 datierten fu, einer Rhapsodie oder poetischen Darlegung, des Cheng Dayue geht hervor, dass auch dieses Traumthema autobiographische Züge aufweist: Ein Mann aus Jiangyan (Jiangnan) erhielt im Traum einen Pinsel, aus dessen Spitze eine fünffarbige Blüte wuchs – ein Zeichen seines traumhaften literarischen Talents, seiner bunten künstlerischen Inspiration, seiner blühenden Phantasie. Als er aus dem Traum erwachte, fühlte er sich von spriessenden Ideen beflügelt, und der «blumige» Stil seiner Dichtung gelangte auf das Niveau höchster Verfeinerung. Nachdem er mit Freunden darüber gesprochen hatte, beschlossen sie, für ihre Gedichte und Gemälde sich durch Träume anregen zu lassen und diese «Pinselblüten» in einem «Tuschegarten» zu sammeln.

Dem bildlichen Entwurf zum «Pinselblütentraum» liegt ein idyllisches Gartenambiente zugrunde (Abb. 5). Der Maler Ding Yunpeng gewährt einen privaten Blick in den «Tuschegarten der Familie Cheng». Wie durch ein Rundfester schaut man aus relativ hohem Blickwinkel auf eine



4. «Tuschegarten der Familie Cheng», Chengshi moyuan, ed. 1606 von Cheng Dayue (1541 bis um 1616) mit Illustrationen des Ding Yunpeng (1547 bis um 1621) et al.: Bihua sheng meng, «Der Traum vom Spriessen der Pinselblüte» (Vorderseite).



5. «Tuschegarten der Familie Cheng», Chengshi moyuan, ed. 1606 von Cheng Dayue (1541 bis um 1616) mit Illustrationen des Ding Yunpeng (1547 bis um 1621) et al.: Bihua sheng meng, «Der Traum vom Spriessen der Pinselblüte» (Rückseite).

Terrasse, die von winkligen Balustraden umgrenzt ist. Bambus und bizarre Gartenfelsen gehören zur Standardausstattung chinesischer Gelehrtengärten. Während am linken Bildrand ein junger Diener mit Stäbchen in der Hand an einem Kocher hockt und heisse Getränke vorbereitet, bringt ein anderer Knabe ein Bündel Buch- oder Bildrollen herbei. Ein hoher Stellschirm mit einer ornamentalen Bordüre aus Blütenmedaillons verdeckt den grössten Teil eines mächtig aufragenden Gartenfelsens im Zentrum. Davor liegt seitlich auf einer Couch ausgestreckt ein Gelehrter, wohl Cheng Dayue, den Kopf auf seinen linken Arm gestützt. Er ist neben seinen Büchern eingeschlafen und träumt. Direkt hinter ihm steht ein Tisch, auf dem die typischen Utensilien eines Literaten ausgebreitet sind: Buchrollen, Tuschestäbchen, eine archaisierende Vase mit Langlebigkeit verheissenden Fungi, ein kleines dreibeiniges Wassergefäss, ein ovaler Tuschereibstein und links daneben ein Pinselbecher. Aus der Spitze des mittleren Pinsels spriessen zwei kleine Blütenzweige, und auf diese lenkt die vom Kopf des Schlafenden aufsteigende geschweifte Traumblase die Aufmerksamkeit der Betrachter; hier finden diese den Schlüssel zum Verständnis des Titels. Vor der leeren Fläche des unbemalten Stellschirms erscheinen die «Kostbarkeiten des Literatenstudios» mit dem akzentuierten Pinselbecher wie Projektionen auf einer weissen Leinwand, und dadurch erhalten sie tatsächlich die Qualität im Traum aufsteigender Ideal- oder Wunschbilder. Es ist nicht auszumachen, ob sie reale Gegenstände im Raum oder im Traum konkretisierte Imaginationen sind. Der Traum bietet Raum, um im Wacherleben kreative Kräfte freizumachen – für einen genialen Literaten, für ein «Traumexamen».

Faust träumt – Die Ohnmacht des Magiers weckt den Chemiker

Als «sehr ernste Scherze» hat Goethe den kurz vor seinem Tod 1832 vollendeten zweiten Teil des «Faust» bezeichnet. Er persifliert darin auch eine Wissenschaft, deren technische Träume nicht mehr die seinen waren.

VON MARGRIT WYDER

Nein, Faust ist kein Träumer. Er geht tatendurstig und wach durchs Leben, stets zu Neuem bereit. Seine Pläne und Wünsche lassen ihn keinen Augenblick ruhen. So braucht es geradezu gewaltsame Mittel, um ihn für längere Zeit ins Reich der Träume zu senden. In Goethes Fortsetzung des «Faust», genannt «Der Tragödie zweiter Teil», geschieht dies am Ende des ersten Aktes.

Rekapitulieren wir kurz: Faust, der «kühne Magier», hat sich nach Gretchens Hinrichtung als Finanzberater am Kaiserhof etabliert. Mit einem von Mephisto erhaltenen Zauberschlüssel besucht er die «Mütter» und vollbringt nach der Rückkehr ein «Geister-Meister-Stück»: Er verblüfft den Hofstaat mit der Erscheinung von Paris und Helena, dem Traumpaar der Antike. – Doch was zur Unterhaltung des Kaisers inszeniert worden ist, wird für Faust plötzlich zum existenziellen Ereignis. Trotz Mephistos Warnung fällt er dem eigenen «Fratzengeisterspiel» zum Opfer und versucht, die Erscheinung der Helena zu berühren. Er richtet den Schlüssel gegen Paris und löst damit einen «Filmriss» aus, eine Explosion, die ihn zu Boden streckt.

Ein Betriebsunfall sozusagen. Mephistos sarkastischer Kommentar: «Wen Helena paralysiert/ der kommt so leicht nicht zu Verstande», gilt für Faust durchaus im wörtlichen Sinne. Von Mephisto an die Stätte seines einstigen Wirkens zurückgetragen, bleibt er während der ersten Szenen des zweiten Aktes bewusstlos.

Wir befinden uns also wieder an dem Ort, wo die ganze Geschichte einst begonnen hatte. An der Universität hat sich scheinbar wenig verändert. Das muffige Studierzimmer, in dem der unbefriedigte Gelehrte sich dem Teufel verschrieb, ist nur noch etwas verstaubter geworden. Fausts Lehrstuhl ist nun von seinem einstigen Famulus Wagner besetzt. – Doch der vertrocknete Philologe aus dem ersten Teil der Tragödie ist kaum wiederzuerkennen:

Der zarteste gelehrter Männer
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen rot vom Feuer blasen . . .

Was der zum praktischen Forscher mutierte Wagner in seinem Laboratorium betreibt, ist kein geringes Vorhaben. Eine Sternstunde der Wissenschaft steht bevor. Er verrät es Mephisto nur flüsternd: «Es wird ein Mensch gemacht.»

Mephisto, der gleich erkannt hat: «Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen», assoziiert das Nächstliegende und fragt mit gespielter Naivität: «Und welch verliebtes Paar/ habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?» Doch der Junggeselle Wagner hat der traditionellen Reproduktionsmethode abgeschworen:

Behüte Gott! Wie sonst das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Possen . . .
Wenn sich das Tier noch weiter dran ergötzt,
So muss der Mensch mit seinen grossen Gaben
Doch künftig höhern, höhern Ursprung haben.

Nicht aus tierischen Organen, sondern aus gläsernen Phiolen soll menschliches Leben künftig wachsen. Auch ein weibliches Gegenüber ist dann nicht mehr vonnöten; der männliche Geist wirkt selbstherrlich und allein auf die formbare Materie ein. Wagners Traum, durch Mischung verschiedener Stoffe ein künstliches Menschlein, den Homunculus, herzustellen, scheint sich zu realisieren:

Es wird!
die Masse regt sich klarer,
Die Überzeugung wahrer, wahrer:
Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren liess,
Das lassen wir kristallisieren.

Mit visionärem Blick hat Goethe in der «Laboratorium»-Szene Projekte der Wissenschaft vorweggenommen, die erst im 20. Jahrhundert Wirklichkeit wurden: vom Mixen der «Ursuppe» – dem berühmten Experiment Stanley Millers von 1953 – über die In-vitro-Fertilisation bis hin zur künstlichen Intelligenz. Wagners Optimismus kennt da keine Grenzen:

Dr. Margrit Wyder ist Germanistin und freie Journalistin. Mit Professor Adolf Muschg hat sie am Collegium Helveticum der ETH Zürich ein Goethe-Programm betreut.

Ein grosser Vorsatz scheint
im Anfang toll,
Doch wollen wir des Zufalls
künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich
denken soll,
Wird künftig auch ein
Denker machen.

Mephistos Anwesenheit bei Wagners Experiment spricht für sich: Ohne ihn wäre der chemische Zeugungsakt erfolglos geblieben. Doch trotz diskreter Mithilfe des Teufels gelingt das Experiment nur halbwegs, denn das künstlich erzeugte Wesen kann ausserhalb des Reagenzglases nicht existieren. Damit Homunculus sich «verkörperlichen» kann, muss er den Weg der Natur beschreiten. «Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!» – Nach diesem heute noch gültigen Merksatz, den Goethe mit zwei Ausrufungszeichen verstärkt hat, zerbricht Homunculus schliesslich sein gläsernes Gefängnis am Muschelthron der Meeresnymphe Galatea und taucht am Ende des zweiten Aktes in die Fluten ein, um als Einzeller «von vorn die Schöpfung anzufangen».

Der Grössenwahn des Forschers

Der problematische Verlauf von Wagners Experiment entspricht nicht Goethes ursprünglichem Plan für die Fortsetzung des «Faust». Der Homunculus sollte zuerst so entstehen, wie es in der hermetischen Tradition vorgesehen war: Von Paracelsus, dem berühmten Mediziner und Naturphilosophen des 16. Jahrhunderts, ist uns eine Anleitung erhalten, wie man «durch Kunst», also ohne Zutun eines weiblichen Wesens, aus männlichem Samen sogenannte Homunculi herstellen kann. Diese wüssten «alle heimliche und verborgene Ding».

Doch dann liess sich Goethe durch ein aktuelles Ereignis zu einer Änderung der Szene inspirieren – wissenschaftliche Forschung als Musenkuss: Im Jahre 1828 hatte der Berliner Chemiker Friedrich Wöhler mit der Synthese von Harnstoff Furore gemacht. Wöhlers Experiment liess Spekulationen über die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung von Leben aufkommen, denn erstmals war es gelungen, einen «organischen» Stoff im Labor herzustellen.

Goethes Glaube an die Macht der Natur war gross – der an das Vermögen der Menschen weniger. Seine Kritik am Grössenwahn

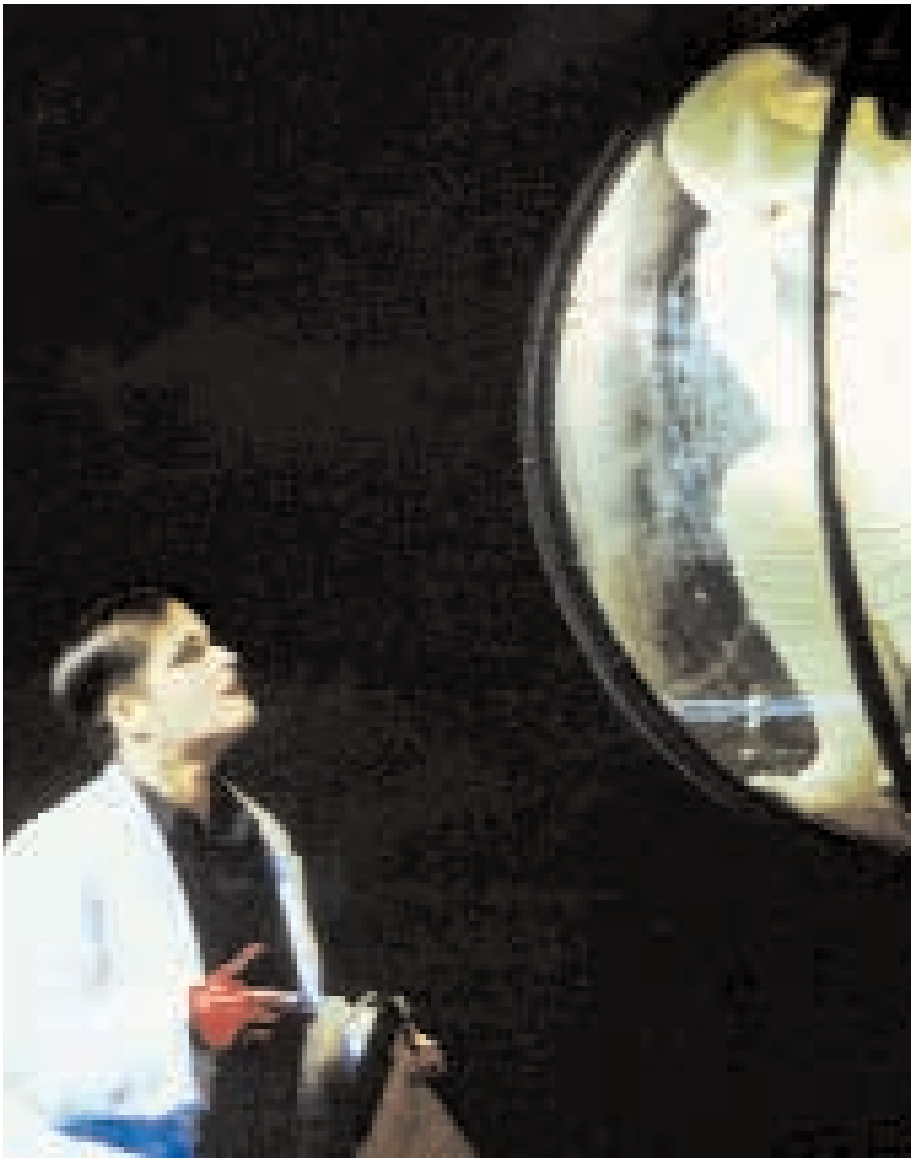


Foto: Toni Küng, Herisau

Bild aus der aktuellen «Faust II»-Inszenierung des Stadttheaters St. Gallen: Mephisto (Silke Geertz) betätigt sich als «Geburtshelfer» für den Homunculus.

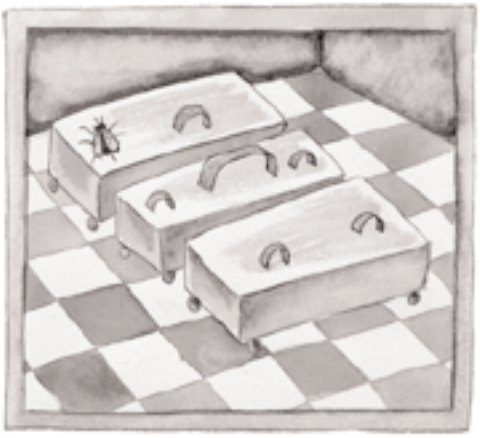
der Forscher hat er implizit in den «Faust» eingebracht: Der eingeschwärzte Wagner ist die Karikatur eines Wissenschaftlers. Schon im ersten Teil ist er als Kontrastfigur zum suchenden Faust angelegt. Er setzt Quantität vor Qualität: «Zwar weiss ich viel, doch möcht' ich alles wissen.» Wagner findet sein Glück im Studium alter Pergamente und ergötzt sich daran, «zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht,/ und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht». Die Ironie von Fausts Replik: «O ja, bis an die Sterne weit!» entgeht ihm völlig.

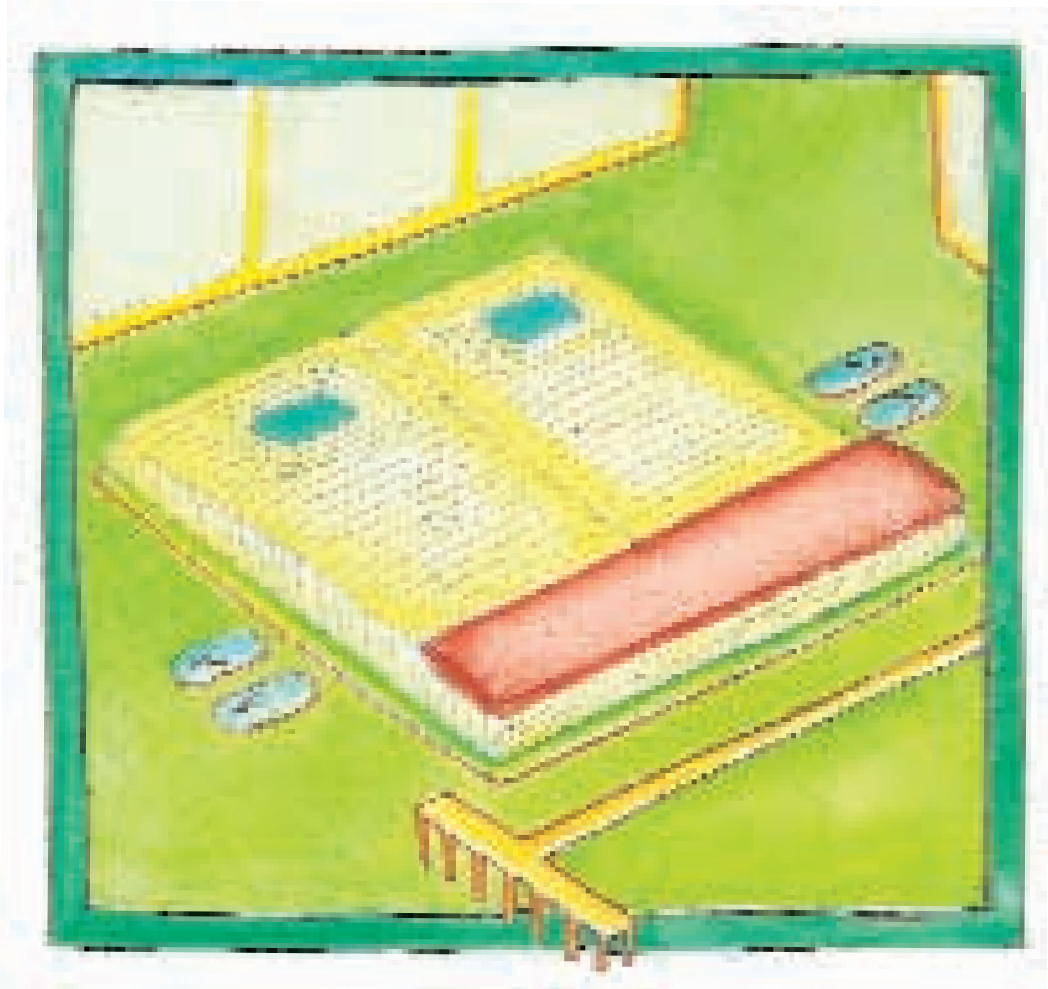
Als Fortschrittsgläubiger erwartet Wagner das Heil von der Wissenschaft. Er wechselt im zweiten Teil nur die Fakultät – von phil. I zu phil. II – und hat damit, wissenschaftshistorisch gesehen, aufs richtige Pferd gesetzt. Das lässt allerdings die Frage entstehen: Ist das berühmte «faustische Streben», das sich viele wissenschaftlich Tätige mit heimlichem Stolz zuschreiben lassen, in Wahrheit nicht ein wagnerisches? Ein neuer Versuch der Naturbeherrschung beginnt, man handelt nicht mehr magisch, sondern kalkuliert. «Durch Mischung, denn auf Mischung kommt es an», von «viel hundert Stoffen» versucht auch die heutige quantifizierende Wissenschaft, wie Wagner, dem Geheimnis des Lebens auf die Spur zu kommen.

Der Traum wird wahr

Und Faust? Ohnmächtig, «paralysiert», lag er die ganze Zeit daneben. Doch sein Geist war nicht untätig. Homunculus gibt gleich eine Probe seines Könnens und übersetzt uns Fausts innere Bilder: Faust träumt «die lieblichste von allen Szenen», nämlich die Vereinigung von Leda mit dem Schwan – die Zeugung der Helena also, eine durchaus kreatürlich-sinnliche Angelegenheit. «Waldquellen, Schwäne, nackte Schöne» bilden den denkbar grössten Kontrast zu den «weitläufigen, unbehülflichen Apparaten zu phantastischen Zwecken», wie sie in der Bühnenanweisung zur «Laboratorium»-Szene von Goethe verlangt werden.

Zwei Zeugungen geschehen also gleichzeitig: eine auf der Bühne, die andere in Fausts «Kopfkino» – eine künstlich-reale und eine natürlich-irreale. Die Ironie der Handlung will es, dass sich Homunculus zu Wagners Verdruss sogleich zur «organischen» Partei schlägt und sein «Väterchen» allein im Labor stehen lässt, ohne seine vielen Fragen zu beantworten. Man bricht auf ins Fantasie-Reich der «klassischen Walpurgisnacht». Fausts Traum konkretisiert sich. Wagner bleibt unbelehrt zurück – und so unbelehrbar wie zuvor.





Charisma – eine revolutionäre Kraft

Charisma ist in unserer mediatisierten Welt zum inflationären Begriff geworden. Was man früher als Ausstrahlung bezeichnete, heisst heute Charisma. Der vom Historiker Walter Jacob im Chronos-Verlag herausgegebene Band «Charisma – revolutionäre Macht im individuellen und kollektiven Erleben» geht das Phänomen aus unterschiedlichsten Perspektiven an und lädt zu eigenen Erkenntnissen ein.

Am 31. August 1997 stirbt in einem Pariser Tunnel Prinzessin Diana bei einem Autounfall. Die Welt hält den Atem an, ungläubig, erschüttert, traumatisiert – wochenlang.
Der Volkshochschule Zürich gab dieses noch nie dagewesene Aufwallen der Emotionen den letzten Anstoss, dem Phänomen Charisma auf den Grund zu gehen. Sieben Spezialisten sollten drei simple Fragen beantworten: Was ist Charisma, wie wirkt es und warum? Zugleich sollten sie Kriterien liefern für die Beurteilung der These, Charisma sei «eine revolutionäre Macht im individuellen und kollektiven Erleben».

Beim Lesen zeigt sich bald: Einfache Definitionen sind nicht möglich, Überschneidungen und Wiederholungen unvermeidlich. Zuerst kommt der Theologe Georg Schmid zu Wort. Er definiert Charisma als «Gnadengabe» und differenziert zwischen Pseudocharismatikern und wirklichen Charismatikern: Erstere würden über ihr Charisma verfügen, während wirkliche Charismatiker von ihrer «Gnadengabe» nichts wüssten und sie einfach leben würden. Der Historiker Robert Schneebeli charakterisiert Anmut (charis) als kulturhistorische Eigenschaft des «edlen Menschen». Gewalttätige Diktatoren könnten somit keine charismatischen Herrscher sein.

Ganz anders sieht es der Soziologe M. Rainer Lepsius. Für ihn ist charismatische Herrschaft keineswegs bloss Diktatur, sondern «legitime Herrschaft, insoweit die Gefolgschaft an die Tugenden des Führers und an die Werte, die er zu verwirklichen verspricht, glaubt». In diesem Sinne seien sowohl Napoleon als auch Hitler charismatische Führer gewesen. Im Deutschland der 30er Jahre habe es alle Voraussetzungen für eine latente charismatische Situation gegeben. Hitler nutzte dies, indem er sich als Werkzeug der «Vorsehung» anpries. Lepsius weist so dann nach, wie Hitler sein Charisma sozusagen institutionell stützte, in dem er einerseits Kompetenzen zwischen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen unklar regelte und anderseits Kanzleien und Sonderstäbe schuf, die um seine Gunst buhlten.

Walter Jacob (Hg.): Charisma. Die «Gnadengabe» als revolutionäre Macht im individuellen und kollektiven Erleben. Publikation der Volkshochschule des Kantons Zürich. Chronos Verlag, Zürich 1999. 200 Seiten. 34 Franken.

Künstliches Charisma

Spannend zu lesen ist der Beitrag des Historikers Carsten Goehrke. Er geht dem Paradoxon nach, dass gerade die auf dem Marxismus-Leninismus gründenden Staaten charismatische Führer besonders nötig hatten. Ihre Staatsideologie, so Goehrke, sei zu abstrakt gewesen, um sie dem Volk nahe zu bringen. Das Beispiel Lenins – der in seinem abgetragenen Anzug wie die Inkarnation des Kleinbürgers beim Sonntagsspaziergangs wirkte – vermöge uns zu zeigen, dass «Charisma dann entstehen kann, wenn eine Persönlichkeit von Format eine glaubwürdige und erfolgreiche Politik konzipiert, propagiert und durchsetzt». Doch Charisma sei auch künstlich herstellbar. Dann nämlich, wenn jemand, wie Stalin, den Staat und die Medien so umfassend beherrscht, dass sie ein (von ihm selbst) massgeschneidertes Bild verbreiten.

Der psychologischen Perspektive des Themas spürt Claus D. Eck nach. Der stellvertretende Direktor des Zürcher Instituts für Angewandte Psychologie tut dies unter umfassendem Einbezug der massgeblichen Literatur. Leichtfüssigere Lektüre bietet Pierre Lachat. Als Filmkritiker ist er Sachverständiger der frühesten Charisma-Maschine. Lachat sieht im Kino das Phänomen Charisma gewissermassen zweipolig: Es stecke als Substanz in gewissen, eigentlich charismatischen Einzelnen. Und zugleich stecke es als Wunsch in der Allgemeinheit. Unter günstigen Umständen fusionierten die beiden Pole und brächten im Prozess des Verschmelzens den beidseitig intendierten charismatischen Effekt hervor.

Hatte Diana Charisma?

Aus damals aktuellem Anlass bildet ein Beitrag des Boulevard-Journalisten Helmut-Maria Glogger den Abschluss des Bandes. Wie, fragt Glogger, hatte es die schüchterne englische Kindergärtnerin Diana Spencer fertig gebracht, die Welt in einer Weise zu erobern, die selbst so mythische Figuren wie James Dean oder Marilyn Monroe beinahe auf Lokalgrössen zu reduzieren schien? Hatte Diana Charisma? Nein, meint Glogger: Diana bleibt unwirklich, eine Göttin der Medien. Sie lieferte genau den Stoff, aus dem in den Massenmedien Charisma erzeugt wird.

Charismatiker, das ergibt sich aus der Lektüre dieses Bandes, erscheinen jenen Menschen, die ihren Alltag als bedrückend erleben, wie die Verkörperung von etwas Besserem. So können Charismatiker ein gewaltiges Potential an Begeisterung freisetzen. Die These, wonach Charisma eine «revolutionäre Macht im individuellen und kollektiven Erleben» sei, erscheine so auf allen Ebenen belegbar, folgert der Historiker und Herausgeber Walter Jacob.

Paula Lanfranconi

Neuer Forschungsgeist im Prorektorat

Professor Alexander A. Borbély ist seit dem 1. März 2000 neuer Prorektor Forschung an der Universität Zürich. Es unterstehen ihm zudem die Medizinische, die Veterinärmedizinische und die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät. Schwerpunkte seiner Forschung bilden die Psychopharmakologie und die Schlafregulation bei Tier und Mensch.

Schläft ein Schlafforscher anders als andere? Bewusster vielleicht? Oder besser? «Nein», sagt Alexander A. Borbély, Professor für Pharmakologie an der Universität Zürich, Schlafspezialist und neuer Prorektor Forschung: «Die Schlafforschung hat meinen Schlaf nicht beeinflusst. Als Schlafforscher muss man höchstens aufpassen, dass man selbst genügend zum Schlafen kommt.» Glücklicherweise brauche er wenig Schlaf – und offenbar hängt es mit Glück zusammen, wie viel jemand schlafen muss: «Es gibt Kurzschläfer und Langschläfer, daran kann man nichts ändern», sagt Borbély. Also nützen weder guter Wille noch Training, um das Schlafverhalten zu verändern, denn es ist individuell bestimmt. Dies kommt auch bei Borbélys «Zwei-Prozess-Modell» zum Ausdruck, das ihn international bekannt gemacht hat: Die Schlafregulation wird von zwei Prozessen beeinflusst. Einerseits wirkt die «Vorgeschichte» eines Schlafenden, wann und wie er zuletzt geschlafen hat. Andererseits spielt der individuelle «Tagesrhythmus» eine wichtige Rolle. Beide Elemente zusammen bestimmen, ob jemand gut oder schlecht, lange oder kurz schläft.

Alexander A. Borbély ist neuer Prorektor Forschung der Universität Zürich.

Vom Tier zum Menschen

Schlafforschung stand nicht am Anfang von Borbélys Karriere: Der heute 60-Jährige, in Budapest geboren und im Kanton Zürich aufgewachsen, studierte in Zürich Medizin, danach arbeitete er im Bereich experimentelle Pharmakologie. Biologische Rhythmen waren sein Gebiet, «ein damals neues Thema», wie er heute sagt. Als Postdoktorand am Massachusetts Institute of Technology kam Borbély dann mit der Schlafforschung in Kontakt: Er arbeitete in einer Gruppe, die sich unter anderem mit dem Schlaf von Tieren beschäftigte. Nach Zürich zurückgekehrt, baute er ein Labor für tierexperimentelle Schlaf- und Rhythmusforschung auf; später begann eine jahrelange Zusammenarbeit mit der heute emeritierten Professorin für klinische Psychologie, Inge Strauch, und dem heute ebenfalls emeritierten Professor für klinische Neurophysiologie, Dietrich Lehmann – und damit wechselte Borbély ins Gebiet des menschlichen Schlafs.Doch es sind weiterhin grundsätzliche Fragen, welche die Schlafforschung und damit auch ihn beschäftigen. Wie ist das Phänomen Schlaf überhaupt entstanden? Und was ist die Funktion des Schlafs? Möglicherweise reichen die Antworten weit in die Entwicklungsgeschichte zurück: «Man hat bei Drosophila-Fliegen einen schlafähnlichen Zustand feststellen können», erklärt Borbély, «man hat ihn mit molekulargenetischen Methoden verfolgt und festgestellt: Es gibt Ähnlichkeiten mit dem Schlaf von Säugern.» Daraus folgen natürlich weitere Fragen: Wenn Drosophilae «schlafen», «schlafen» dann auch Einzeller? «Noch sind wir weit davon entfernt, das feststellen zu können. Doch am Horizont steht die Phantasie, dass Schlaf möglicherweise ein zellulärer Vorgang ist, dass jede Zelle Schlaf braucht», sagt der mehrfache Preisträger Borbély, der im November letzten Jahres mit dem «Distinguished Scientist Award» der «World Federation of Sleep Research Societies» ausgezeichnet wurde.

Schlafentzug ist gefährlich

Auch wenn grundsätzliche Fragen gestellt werden, erbringt die Schlafforschung immer wieder ganz konkrete, in der Medizin und im Alltag anwendbare Resultate: «Wir haben beispielsweise festgestellt, dass Schlafentzug ebenso gefährlich wirken kann wie Alkohol, etwa wenn jemand einen Lastwagen lenkt. Das hat Auswirkungen bis hin zur Prävention», sagt Borbély und zählt eine Reihe weiterer praktischer Anwendungen der Schlafforschung auf.

Dass aus Grundlagenforschung aktuelle Erkenntnisse gewonnen werden, bestätigt Borbélys Haltung zum Thema Forschung: «Grundlagenforschung hat eine grosse Bedeutung. Heute besteht jedoch die Tendenz, angewandte Forschung in den Mittelpunkt zu stellen. Doch unser Gebiet zeigt, wie wichtig Grundlagenforschung ist.»

Borbély wird dafür sein Amt als Dekan der medizinischen Fakultät, das er seit 1998 inne hat, aufgeben. Bereits als Dekan hatte er seine Arbeit am Institut einschränken müssen – quasi eine Vorbereitung auf die Aufgabe als Prorektor Forschung, der ebenfalls weniger Zeit für seine Forschung haben wird: «Als Dekan war ich weniger oft am Institut als früher und habe mich sehr stark auf mein Team abgestützt. Dennoch habe ich versucht, am Institut präsent zu sein, Ergebnisse mitzudiskutieren und bei der Planung von Experimenten mitzuwirken», sagt Borbély, der hofft, auch als Prorektor in diesem Rahmen weiter forschen zu können: «Mit dem Prorektorat schliesst sich ein Kreis: Als Dekan hatte ich weniger Zeit für die Forschung, als Prorektor ist sie wieder mein Thema – einfach zum Teil auf einer anderen Ebene.»

Bettina Büsser

Maximale Technik auf minimalem Raum

Die Universität Zürich braucht neue Hörsäle. Im bisher kaum genutzten dritten Geschoss des Kollegiengebäudes wurden deshalb zwei neue Auditorien geplant.
Die Raumnot unter dem Dach des denkmalgeschützten Hauses machte den Architekten erfinderisch.
Seit dem letzten Wintersemester ist der Hörsaal 312 bereits in Betrieb.
Von seinen Benutzern wird er «Werkstatthörsaal» genannt – nicht umsonst, denn hier können Dozenten ihr Geschick im Umgang mit den Errungenschaften der Kommunikationstechnik erproben.
Den einen kommt die flexible Nutzbarkeit des Raumes entgegen, den andern ist sie eine Last.

Die Planungsgeschichte der Gesamtsanierung der Universität hat die Halbwertzeit noch nicht erreicht. Zwischen dem Baubeginn 1994 und dem voraussichtlichen Abschluss der Arbeiten im Jahre 2010 sollen sämtliche Räume des Kollegiengebäudes saniert und den neuen Nutzungsanforderungen angepasst sein. Den Ausschlag zur Gesamtsanierung gaben 1989 statische Untersuchungen an der Tragkonstruktion. In den Kassettendecken der grossen Hörsäle waren Risse aufgetreten, und man fürchtete um die Sicherheit der Benutzer. Zudem war die Haustechnik überaltert, und die Raumbedürfnisse hatten sich seit der letzten Sanierung in den sechziger Jahren verändert. Das von den Architekten Robert Curjel & Karl Moser 1914 errichtete Universitätsgebäude wurde bereits in den vergangenen Jahrzehnten laufend technischen und räumlichen Anforderungen angepasst. Da es zum Inventar der kantonalen Baudenkmäler gehört, kann es in seiner äusseren Erscheinung kaum und im Innenraum nur begrenzt verändert werden.

Mangel an Hörsälen

Dem Hörsaalbetrieb kam bei der Projektierung der Gesamtsanierung besondere Bedeutung zu. Das Kollegiengebäude deckt den Hauptteil des Vorlesungs- und Seminarbetriebes der Universität ab. Es dient vor allem den Instituten und Seminarien der geisteswissenschaftlichen Fakultät als Unterrichtszentrum. Seit den sechziger Jahren sind die Raumbedürfnisse für den Unterricht drastisch gestiegen. Und mit dem kommenden Wintersemester wird das Kollegiengebäude mit einer Rekordzahl an Studierenden aus allen Nähten platzen. Denn mit der neuen Mittelschulverordnung und der damit verbundenen Verkürzung der Mittelschulzeit um ein halbes Jahr werden gleich zwei Jahrgänge von Studienanfängern an die Universitäten strömen.

Not macht erfinderisch, und so wurden auch im dritten Obergeschoss des Kollegiengebäudes zwei neue Auditorien geplant, obwohl die räumlichen Verhältnisse unter dem Dach nicht eben vorteilhaft sind. Aus der Not eine Tugend machte der planende Architekt Rolf Wolfensberger zusammen mit einem spezialisierten Planungsteam und der tatkräftigen Unterstützung der Abteilung Television der Uni-

Fotos: Christoph Schumacher

versität. Mit Hilfe moderner Übertragungs- und Kommunikationstechnik und einer unkonventionellen Sitzanordnung bietet der Hörsaal 312 eine flexible Nutzung für maximal 200 Studierende. Seit dem letzten Wintersemester ist er in Betrieb und löst bei seinen Benutzern unterschiedliche Reaktionen aus.

Der mulitfunktionale Raum

«Natürlich hätten wir auch lieber einen gut proportionierten Hörsaal gemacht», sagt der Architekt. Doch im dritten Obergeschoss des Hauptgebäudes waren einstmals kleine «Prüfungszellen» für Doktoranden untergebracht, und für die luftige Höhe eines Auditorium Maximum fehlte der Raum. Die geringe Gebäudetiefe von rund zehn Metern liess also nur eine «Spezialanfertigung» eines Hörsaals zu. Wessen Idee es war, den Raum pflugartig aufzufächern, ist heute nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Ein Impuls ging zumindest von der Fachstelle für Hochschuldidaktik aus, die neue Formen des Unterrichts favorisiert. Bereits in den modernisierten Hörsälen und Seminarräumen des Altbaus hat sich die mobile Hörsaalmöblierung bewährt. Der Frontalunterricht ist nicht mehr zwingend, und die Anordnung der Tische kann den Bedürfnissen der Benutzer laufend angepasst werden. Die leichten Tische aus Metall und Holz können als Gruppen- oder Konferenztische zusammengestellt oder für Vortragsveranstaltungen ganz weggestellt werden.

Im Hörsaal 312 sind die Tischreihen für den Vorlesungsbetrieb leicht diagonal zur Mitte hin orientiert. Die Studierenden sitzen also ihren Kollegen und den Referierenden gegenüber leicht zugewendet. Der oder die Referierende hingegen spricht einmal zu dieser, einmal zur anderen Seite. Damit er oder sie dabei nicht konfus wird und sich auf das Skript konzentrieren kann, ermöglicht es die Übermittlungstechnik, an Ort und Stelle zu stehen und das Publikum auf beiden Seiten des Raumes trotzdem anzusprechen. Steht der Referent eher der einen Hälfte des Saalpublikums zugewendet, wird die andere Hälfte optisch mittels einer Projektion und akustisch mittels Lautsprecher gleichberechtigt bedient und umgekehrt.

Möglich wird die optische Allgegenwärtigkeit des Referierenden durch eine Videokamera, deren Bilder auch in andere Hörsäle übertragen werden können. Arbeitet die Referentin mit einem Hellraumprojektor oder mit einem Notebook wird das digitalisierte Bild ebenfalls auf zwei Projektionswände übertragen. Eine eigens für dieses Auditorium kreierte Form des dreifachen Rednerpultes verspricht mobile Standortflexibilität. Nach Bedarf kann das Rednerpult in die ideale Position gerollt werden. Es gibt deren drei, auf jeder Seite ein mobiles und ein fixes in der Mitte.

Den Überblick nicht verlieren

Die Qual der Wahl trifft den Referenten auch hinsichtlich des zentralen Steuerungssystems, mit dessen Hilfe ein ganzer «Technopark» bedient werden kann – vorausgesetzt man findet den richtigen Schalter. «Die meisten Leute bringen alles durcheinander, so dass man eigentlich vor jeder neuen Veranstaltung die Geräte wieder in ihre Ausgangslage zurückbringen muss», sagt Heinz Gabathuler, Leiter der Television. Aber für die anwendungsorientierte Unterstützung der Benutzer ist der technische Dienst schliesslich da. Verstaut ist die technische Gerätschaft hinter einer mobilen «Technikwand», die von einem schmalen Durchgang aus gewartet wird. Durch eine herausziehbare Trennwand kann der Hörsaal 312 für Gruppenarbeiten in zwei Hälften geteilt werden.

Nicht nur Heinz Gabathuler ist von den Möglichkeiten des neuen Auditoriums begeistert, sondern auch manch ein versierter Referent, der vom Angebot der Anwenderschulung Gebrauch gemacht hat. Für andere Benutzer ist dieser Werkstattraum jedoch immer noch eine echte technische Herausforderung. Die Bezeichnung ist aus der Sicht dieser Benutzerkategorie nicht ganz unzutreffend, denn hier wird erprobt und reflektiert, schon mal im Dunkeln getappt und ungeduldig auf das Rednerpult geschlagen. Und wer sich lange genug mit den Möglichkeiten seiner Nutzung beschäftigt hat, wird merken: der Raum ist multifunktional.

Der Hörsaal 312 gehört zur zweiten Etappe der 1. Phase der Gesamtsanierung. In der dritten Etappe, die zurzeit im Gange ist, wird auch im Südflügel ein gleicher Hörsaal entstehen. Doch der Platzbedarf der Universität ist damit noch nicht ausgeschöpft. Es mangelt an einem zusätzlichen grossen Auditorium mit 400 bis 500 Plätzen.

In einer zweiten Bauphase sollen die renommierten Schweizer Architekten Annette Gigon & Mike Guyer vor dem Westflügel des Kollegiengebäudes einen unterirdischen Hörsaal realisieren. In zwei Jahren könnte dieser bereits bezugsbereit sein. Auch hier ist ein technisch hochstehender Ausbau für eine flexible Nutzung eine Selbstverständlichkeit. Bis dahin können sich die zukünftigen Benutzer dieses Hörsaals im «Werkstatthörsaal» 312 an die neuen Standards der Präsentationstechnik gewöhnen.

Evelyn Frisch

Der Werkstatthörsaal im dritten Geschoss des Kollegiengebäudes ist multifunktional. Die aufgefächerte Sitzanordnung ermöglicht auch mit einer geringen Raumtiefe den Sichtkontakt mit dem Referenten.

Zeitgemässe Materialwahl für Architektur: Aluminium, Linoleum und Holz. Die tragenden Pfeiler wurden entfernt und durch Balkenträger ersetzt um dem Raum mehr Luft zu geben.

Evelyn Frisch ist diplomierte Architektin ETH und Redaktorin des «unimagazins».

Eine Fussnote zu Freud

Jedes Jahrhundert hat seine falschen Propheten. Das ist nichts Besonderes; denn richtige gibt es nicht. Im 20. Jahrhundert haben vor allem zwei dominiert: Sigmund Freud und Karl Marx. Die Ideen beider sind in der Praxis gescheitert, wenn auch die Adepten beider dieses Scheitern bis heute nicht so recht zugeben wollen; aber auch das ist nichts Besonderes: Ideen können nicht widerlegt werden, nicht einmal durch eine desaströse Praxis, sie müssen mit ihren Vertretern aussterben. Ergibt sich abschliessend die Frage: Was bleibt?

Wissenschaftliche Theorien sind in der Regel Gemeinschaftswerke, an denen Zeitgenossen und Nachfahren mit- und weiterbauen können, auch wenn die Unterschiede zwischen Königs- und Kärrnerleistungen dabei nicht übersehen werden sollten. Im Prinzip jedoch sind alle eingeladen, ein Steinchen beizutragen zum grossen Mosaik der Erkenntnis oder auch ein Steinchen wieder wegzunehmen, wenn es sich denn so ergibt. Ganz anders die Psychoanalyse Sigmund Freuds. Seine Theorie hat sich allen Einwänden gegenüber als völlig resistent erwiesen und das, obwohl fast alle diese Einwände wohlbegründet und sehr vernünftig waren.

Die zahllosen Versuche, Freud umzuwerten, weiterzudenken, seine Fallgeschichten neu und immer wieder anders zu lesen, haben letztlich zu nichts geführt. Die besseren Köpfe unter seinen Schülern haben das, manche früher, manche später, auch eingesehen und ihre eigenen Buden aufgemacht auf dem Jahrmarkt der Wissenschaften, der immer auch ein Jahrmarkt der Eitelkeiten ist. Dort arbeiten sie, von C. G. Jung bis Jacques Lacan, zwar im Detail immer noch mit Freud'schen Vorfabrikaten, aber doch wenigstens auf eigene Rechnung und Gefahr.

Sigmund Freud im Alter von 75 Jahren.

Zum Mythos mutiert

Alle Versuche einer Revision Freuds entsprangen meines Erachtens dem Missverständnis, seine Theorie sei irgendeine unter anderen, während sie in Tat und Wahrheit längst zu einem veritablen Mythos mutiert ist, einem Mythos des 20. Jahrhunderts. Mythen aber kann man nicht weiterentwickeln. Sie sind wie Kunstwerke: Sie haben Bestand, so wie sie sind, oder sie gehen unter. Mythen lassen sich auch nicht falsifizieren oder widerlegen, was gerade einen grossen Teil ihrer Faszination ausmacht und Orthodoxie nicht nur rechtfertigt, sondern geradezu erfordert. Was Freud angeht, da muss man ganz einfach ein entschiedener Orthodoxer sein.

Was Freud übrigens auszeichnet, sind gar nicht der (immer bestreitbare und also auch immer schon bestrittene) Wahrheitsgehalt seiner Theorie (sind Kinder beispielsweise wirklich polymorph pervers?), auch nicht der pragmatische Anwendungsnutzen. Freud selbst ist jedenfalls an der Unmöglichkeit der Therapie buchstäblich verzweifelt, was eher für ihn spricht als gegen ihn; denn die Hysterie, mit der er es in seiner Praxis vornehmlich zu tun bekam, ist vermutlich gar keine Krankheit, sondern eine Kommunikationsform, in der Probleme in einer Art Körpersprache verhandelt werden, die von den Betroffenen nicht auf konventionelle Weise ausgedrückt werden können.

Was die Psychoanalyse also jenseits von alledem auszeichnet, sind die dunkle Stimmigkeit, die wasser- und feuerabweisende Geschlossenheit, an denen sich der echte Mythos vom Falsifikat sicher unterscheiden lässt. Das soll übrigens nicht heissen, dass bei Freud alles plausibel und leicht verständlich sein muss – im Gegenteil; denn auch das gehört zu alten Überlieferungen, dass es darin dunkle, schwer akzeptable, sich dem Verständnis hartnäckig entziehende Stellen gibt. Diese Winkel lassen sich mit noch so viel aufklärerischem Licht niemals vollständig ausleuchten. Da bleiben Reste.

Besser aus zweiter Hand

Aus alledem ergibt sich, wie Freud im 21. Jahrhundert gelesen werden sollte – vor allem möglichst wenig im Original. Man sollte ihn vornehmlich (und am besten überhaupt) aus zweiter oder dritter Hand kennen lernen, so wie wir alles andere auch erfahren, was für unser Leben wirklich von Bedeutung ist: aus Erzählungen von Klassenkameraden, aus falschen Zitaten, aus Pressetexten von Hitchcock-Filmen und aus all den fruchtbaren Missverständnissen in Kunst und Literatur.

Es macht auch nichts, wenn dabei manches vereinfacht und verfälscht wird. Hat ein Mythos erst den Status einer unterschwelligen Allgegenwärtigkeit erreicht, kann er im Grunde nicht mehr wirklich tangiert werden. Niemand wird dann noch der absurden Idee verfallen, an Freud'schen Fallgeschichten herumzudeuteln oder partout andere Schlüsse aus den von ihm erarbeiteten Prämissen ziehen zu wollen. (Schliesslich schreibt man ja auch die Bibel nicht um oder das Nibelungenlied – und da gäbe es wahrhaftig auch genug Sachen, die endlich einmal zurechtgerückt werden müssten.) Man wird früher oder später einsehen müssen, dass dieses ganze klinische Praxisgeschäft lediglich die Funktion der Wittgenstein'schen Leiter hatte: Man muss sie wegwerfen, nachdem man über sie in den Himmel der Freud'schen Ideen hinaufgestiegen ist.

Das Beste, was Freud passieren könnte, wäre freilich, wenn ein paar seiner Bücher ganz oder doch wenigstens teilweise verloren gehen könnten.

Wolfgang Marx